

STIMME

von und für Minderheiten



Schicksal oder Spektakel

Minderheiten in den Massenmedien

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Von der Logik zur Logistik

Der Menschheit ist die Kugel bei einem Ohr hinein und beim andern hinausgegangen.

Karl Kraus, Die letzten Tage der Menschheit

Immer wenn eine schwerwiegende Entscheidung mit der Floskel „Ich hatte keine andere Wahl“ gerechtfertigt wird, denke ich ängstlich, daß es wieder einmal zu spät ist. Und daß die schlechteste Möglichkeit dann als die bestmögliche Option gilt.

Der Krieg ist dieser Tage erneut zur „einzigen Alternative“ geworden. Wir befinden uns in finsternen Zeiten, in denen Militärparaden von Freizeitstrategen wie eine Morgendämmerung im Frühling beschrieben werden, die Faszination des Stahls und der Schaltkreise die grauen Zellen beschlagnahmt, die Zahl toter Menschen mit den Kosten der Kriegsführung verglichen wird.

Das Schlimmste am Krieg ist nicht, wie oft gesagt wird, das Freiwerden aggressiver Triebe von Menschen. Das Schlimmste ist der Einsatz der Ratio im Dienste brutaler Präzision. Plötzlich bevölkern Offiziere die Fernsehstationen, und die „Militärwissenschaft“ ist auf einmal die beliebteste Fakultät. In Zeiten des Krieges wird das Ethos zum Pathos, und die Logik zur Logistik.

Für die Zunft der MedienmacherInnen ist es wiederum in solchen Zeiten das Schlimmste, daß einige ihrer Kollegen schon den Zapfenstreich blasen, bevor der erste Hahn kräht; daß diese im vorausweisenden Gänsemarsch den

Militärs die Argumente vorwegnehmen; daß sich ein Teil der Presse in die PR-Abteilung eines weltweiten Kriegsministeriums verwandelt. Und wenn gar so mancher Militärstrategie den Krieg kritisiert – was nun der Fall ist –, findet er die eiserne Front dieser Schreibtisch-Kriegsberichterstatter vor sich, die nimmermüde darauf drängen, der Krieg sei noch nicht verloren und das Begonnene solle doch zu Ende geführt werden; die drohen, feige Töne und Neutralität würden nicht geduldet.

In solchen Zeiten müssen sich die Pazifisten in geistige Katakomben zurückziehen, um nicht öffentlich ausgelacht und verachtet zu werden. Die journalistische Kriegsführung beschimpft sie als „nützliche Idioten“, „Handlanger der Aggressoren“, „blauäugige Anti-Rationalisten“ und „grenzdebil“. Und nachdem der Krieg von heute dem „Humanismus“ verpflichtet ist (was würde wohl der Kriegstheoretiker Clausewitz darauf sagen!), gelten erklärte Pazifisten in der Öffentlichkeit als Helfershelfer von Feinden der Menschheit.

Es wäre nützlich, für einen Moment die spezifischen Gründe des aktuellen Kriegs zu vergessen, auch die vieldiskutierte strategische Frage, ob Menschen aus der Vogelperspektive zerfetzt oder von Angesicht zu Angesicht umgebracht werden sollen; vergessen wir einmal die sinnlose Frage, wer die eigentliche Schuld an dieser „militärischen Auseinandersetzung“ trägt – es ist wichtig, sich noch einmal daran zu erinnern (sei's auch nur zur Ehrenrettung der Wissenschaft, der Ratio und der Presse), daß es längerfristig keine Rechtfertigung für einen Krieg geben kann. Daß die einzige Legitimation des Krieges, wie auch der Argumentation jedes Kriegsbefürworters zu entnehmen ist, lediglich ein anderer Krieg darstellt. Daß es Kriege geben wird, solange es Kriege gibt. Diese Aussage ist nur scheinbar tautologisch, wenn wir an die Aufgabe des

Pazifismus denken, deren Erfüllung stets eine Zukunftsperspektive voraussetzt: die Abschaffung jedes Krieges und seiner Bedingungen. So betrachtet muß jede einzelne kriegerische Konfrontation allein deswegen verhindert werden, um zukünftige Kriege unmöglich zu machen. Sehen wir einmal davon ab, daß in den Kriegen Menschen getötet werden. Sehen wir davon ab, daß jeder Krieg unserem Planeten Verletzungen zufügt. Auch von der – in aller Euphorie wegen der „Bestrafungsaktion“ ohnehin schon ausgeblendete – Tatsache, daß vor, in und nach den Kriegen auch der beste Nährboden für Rassismus und Sexismus geschaffen wird. Lauschen wir kurz einer weisen Stimme, die nicht weniger Rationelles sagt als unsere modernen Roda Rodas. Der italienische Intellektuelle Umberto Eco schrieb im Umfeld des Golfkriegs folgende Sätze:

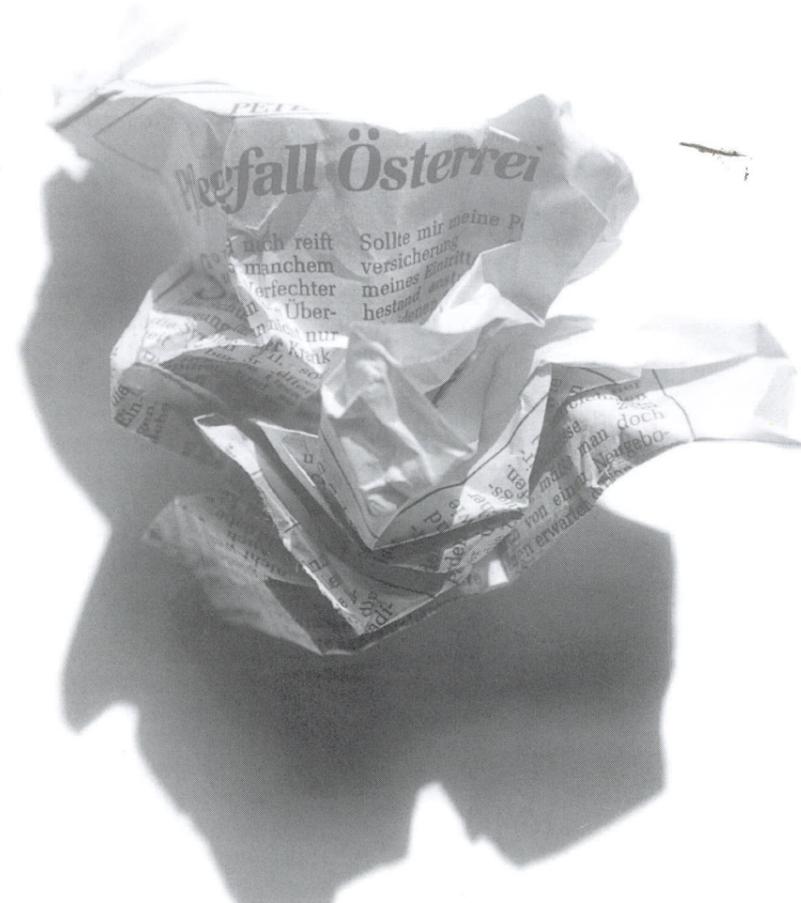
„Es gibt jedoch eine radikalere Art, den Krieg in rein formalen Begriffen zu denken, in solchen der inneren Kohärenz. Nämlich indem man über die Bedingungen seiner Möglichkeit nachdenkt, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der Krieg deswegen nicht geführt werden darf, weil die Existenz einer Gesellschaft der Instant-Information und der schnellen Transporte, der ständigen interkontinentalen Migrationen, vereint mit dem Wesen der neuen Waffentechnologien, den Krieg unmöglich und widersinnig gemacht hat. Der Krieg steht heutzutage in Widerspruch zu den innersten Gründen, aus denen er geführt worden ist.“

Mag auch diese Stimme der Vernunft leise sein. Ich glaube nicht, daß Kriege heute eine annehmbare Alternative darstellen. Ich glaube auch nicht, daß „wir“ keine andere Wahl hätten. Solange aber der Frieden der mit anderen Mitteln fortgesetzte Krieg bleibt, wird diese schlechteste aller Möglichkeiten als die bestmögliche Option gelten.

Hakan Gürses

Impressum

12 49-12 Fax: 586 82 17, e-mail: initiative.minderheiten@blackbox.at; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gabriele Müller-Klomfar (gmk), Isabelle Riedl (iri); **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Dieter Schmutzer, Margit Rohringer, Stefan Nicolini, Gabriele Hebenstreit, Katina Lair, Doris Kaiserreiner, Sonja Zettinig, Kahlauer, mh, M. Fürst; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Hakan Gürses, Andreas Ohrenschild; **Graphische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung; **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft mb.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566; **Verlags- und Erscheinungsort:** Innsbruck; **Verlagspostamt:** 6020 Innsbruck. **Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung:** Anna Rakoš (Redaktionsadresse); **Jahresabo** (4 Hefte): öS 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.



Poststimmen

Wie im letzten Heft angekündigt, beginnen wir in dieser STIMME mit der Veröffentlichung einer Auswahl von LeserInnenbriefen, die einen Querschnitt der Reaktionen auf die letzten Nummern darstellen. Mit der Einrichtung dieser Rubrik laden wir Sie, liebe Leserin, lieber Leser, herzlich ein, Ihre Meinung, Kritik oder Würdigung zu den STIMME-Beiträgen bzw. zu den Minderheiten- und Menschenrechtenbelangen schriftlich an die Redaktion zu richten.

Kommentar

Mit einer weiteren neuen Rubrik wollen wir die unmittelbare politische Aktualität (solange es die Erscheinungsweise in Quartalen zuläßt) besser einfangen und auch zu den Themen, die über den „genuinen“ Minderheitenbereich hinaus die Öffentlichkeit bewegen, Stellung beziehen – ohne dabei natürlich den „Minderheitenbezug“ zu vernachlässigen. Zu diesem Zweck wollen wir auch des öfteren GastautorInnen einladen.

Den Anfang macht in der vorliegenden Nummer der Journalist und Autor Erich Demmer mit seinem Kommentar zur Berichterstattung rund um die – von den Medien so genannten – „Kurdenskravalle“.

Radio Stimme News

Nicht weil aller guter Dinge drei sind, sondern weil die (in den letzten Nummern bereits vorgestellte) Initiative Minderheiten-Radiosendung „Radio Stimme“ mittlerweile ganz schön viel „zu mel-

den“ hat, beginnen wir in diesem Heft mit einer dritten neuen Rubrik, in der Sie von nun an Informationen zur IM-Sendung sowie eine Nachlese ausgewählter Radio-Stimme-Features finden werden.

Thema: Schicksal oder Spektakel

Die komplexen Beziehungen zwischen Minderheiten und Medien bilden das heurige Jahres-schwerpunktthema der Initiative Minderheiten. In dieser Nummer und den nächsten drei STIMME-Heften werden dementsprechend vier unterschiedliche Aspekte als thematischer Schwerpunkt behandelt.

Den Beginn macht die oft gestellte Frage, wann und wieviel die Minderheiten den Massenmedien „wert“ sind. Welche Bilder kommen in den Massenmedien am häufigsten vor, wenn von Minderheitenangehörigen oder -anliegen die Rede ist? Was wird mit diesen Bildern transportiert, wie funktionieren diese, und wie werden sie von RezipientInnen aufgenommen? Gibt es für Minderheiten einen anderen Weg, in die Massenmedien hineinzukommen, außer im Rahmen der Berichterstattung von „Schicksal“ oder „Spektakel“?

Diesen und ähnlichen Fragen gehen die Thema-AutorInnen nach, und die Antworten fallen, bei allen Unterschieden zwischen den verschiedenen minoritären Gruppen, an einem Punkt zusammen: Es handelt sich um ein verzerrtes Bild, das aber ohne die Eigeninitiative der Minderheiten nicht verbessert werden kann.

Inhalt

Impressum	2
Poststimmen	4
Offenlegung	4
Kommentar	
E. Demmer	5
Minderheiten und Medien.	
Ein kommunikatives Mißverhältnis	
C. Kogoj	6
Minderheiten in den Medien:	
Inhalt oder Verkleidung?	
F. Schruiff	8
Diskretion Ehrensache	
H. Pankratz	10
Neue Gesichter im ORF	
F.-J. Huainigg	12
Die breite Öffentlichkeit,	
die StVO und die Pastorale	
E. Riess	14
Nicht genügend.	
NGO-Zusatzbericht	16
Netzwerk gegen Rassismus	
in Gründung	
A. Görg	17
Wem wird das Zuhause sein	
abgesprochen?	
B. Eder-Jordan	18
Beschäftigungstherapie:	
Sinn und Unsinn	
G. Valchars	20
Radio Stimme News	
S. Zettinig	20
Brief aus Stambul	
G. K. Nitsche	22
Kulturen und Künste	23
Tips	26
Kahlauers Tagebuch	31

Zu: „Über die Meinung vom Sterben der anderen“ von Erwin Riess, STIMME 29

Erwin Riess schreibt in seinem Artikel: „In einer Gesellschaft, die auf Fremdbestimmung gründet, ausgerechnet fürs Sterben Selbstbestimmung einzufordern, ist eine rückwärts gewandte Utopie.“ Dem möchte ich, als selbst von einer Behinderung Betroffener, widersprechen. Zu den lange erkämpften Grundrechten des Menschen gehört für mich jenes, mein Leben dann zu beenden, wenn ich es nicht mehr lebenswert finde. Und wenn ich dazu physisch nicht mehr in der Lage bin, dann sollte ich dabei ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen können bzw. sollten dann weitere lebensverlängernde Maßnahmen unterbleiben. Selbstverständlich müssen hier alle rechtlichen und psychologischen Mittel ausgeschöpft sein, ehe dieser Schritt erfolgt.

Das Leben mit einer Behinderung wird von jedem Menschen unterschiedlich verarbeitet. Auch wenn alle sozialen und finanziellen Absicherungen getätigt sind – und ich weiß sehr wohl, daß das oftmals nicht der Fall ist –, heißt das immer noch nicht, daß ich dann mit meiner Behinderung gut leben und sie annehmen kann. Es gibt im Leben Dinge, die nicht einklagbar und auch nicht administrierbar sind. Über Gelingen und Scheitern des Projektes Leben kann und darf man nur selbst entscheiden. Niemand hat das Recht, einem

dabei Hilfe zu verweigern, auch nicht dann, wenn es darum geht, sich das Scheitern dieses Projektes einzugestehen und es in Würde zu beenden.

Noch viel mehr muß aber dieser Wunsch bei jemandem respektiert werden, der schwerkrank ist und unter physischen Schmerzen leidet. Die Schmerztherapie mag zwar die physischen Schmerzen nehmen, vermag aber wohl kaum, ihm die menschliche Würde und die Integrität seiner Person zurückzugeben. Im Gegensatz sollte es vielmehr darum gehen, einem kranken Menschen zu helfen, seine Autonomie und Verfügungsgewalt, und nicht zuletzt auch sein Recht auf Subjektivität, zurückzuerlangen und ihn der mechanistischen Denkweise, wie sie zu einem überwiegenden Teil die heutige „Apparate-Medizin“ auszeichnet, zu entziehen. Mit der verbrecherischen NS-Ideologie – wie sie der Autor im letzten Satz seines Artikels bemüht – hat das alles so viel zu tun, wie die Hexenverfolgung der mittelalterlichen Kirche mit der Bergpredigt Jesu.

Helmut Schiestl
Innsbruck

Zu: „Der Europäische Gerichtshof baut Sprachenrechte aus“ von Franjo Schruiff, STIMME 29

Mit meinen Grüßen möchte ich Ihnen sagen, daß in Ihrer Zeitschrift STIMME auch immer wieder für uns Sorben interessante Artikel und Berichte zu lesen sind. So zum Beispiel der Arti-

kel „Der Europäische Gerichtshof baut Sprachenrechte aus“. In diesem Zusammenhang möchte ich Sie informieren, daß der Landtag des Freistaates Sachsen am 28. Januar 1999 das „Gesetz über die Rechte der Sorben im Freistaat Sachsen“ einstimmig beschlossen hat. Die in Brandenburg lebenden Sorben/Wenden haben ein ähnliches Gesetz schon seit 1994.

In dem Gesetz sind auch einige Paragraphen der sorbischen Sprache gewidmet. So regelt z. B. der Paragraph 9 den Gebrauch der „Sorbischen Sprache vor Gericht und Behörde“. Auch wenn wir Sorben gerade diesen Paragraphen möglichst wenig oder gar nicht anwenden wollen (erst recht nicht im Zusammenhang mit Alkohol, wie in Ihrer Zeitschrift geschildert), so sind wir doch froh darüber, daß es dieses Gesetz gibt.

Weitere Informationen zu den Sorben finden Sie im Internet unter:
<http://www-user.tu-cottbus.de/Sorben/>

Jurij Wuschansky
Referent für Öffentlichkeitsarbeit
DOMOWINA Bund Lausitzer Sorben e.V.,
Bautzen/Budyšin

Anm. d. Red.: Wir können Ihre LeserInnenbriefe nur auszugsweise und gekürzt abdrucken.

Der mediale Umgang mit Minderheiten: Eine Beobachtung

von Erich Demmer

Die lateinische Redewendung in medias res bedeutet in der biedereren Übersetzung ganz einfach mitten rein in die Sachen, sich direkt beschäftigen mit den Tatsachen, der Situation, dem Geschehen. In der heutigen Zeit, in der der Informations- und Desinformationshammer kräftig geschwungen wird, hat die Floskel eine Nebenbedeutung bekommen: Tatsachen, die erst durch die Medien dazu geworden sind.

Fernsehmäßig war der 16. Februar 1999, ein Dienstag, kein Tag wie jeder andere. Am Morgen konnte man, wenn man wollte, von heimischen Heldentaten lesen: Unter der Überschrift „Mutige Worte für Staatsbankrott bei Griechen“ titelte das kleinformatige Großhertzblatt: „Klestil: Türkei bei Europa-Reife unterstützen.“ Im lachsfarbenen Maturantenausweis beherrschte die Seite 5 ein Farbbild, auf dem zu sehen war, wie sich ein kurdischer Demonstrant am Vortag vor dem Athener Parlament aus Protest selbst in Flammen gesetzt hatte. Untertitel des Berichtes: „Angebliches Asylgesuch Öcalans zwingt Griechenland zum Handeln.“ Die Selbstverbrennungsversuche waren am Vortag auf dem TV-Schirm zu sehen gewesen und hatten, zumindest bei mir, für Verstörung gesorgt: Die Bereitschaft zur Selbstzerstörung kann ich mir nur durch starre Indoktrination und starken Druck innerhalb der Gruppe vorstellen. So berechtigt die Anliegen der Kurden und/oder der PKK sein mögen, dieser Weg der Sympathiewerbung ist eine Katastrophe (Tage später wurde bekannt, daß ihn mehrere Menschen beschriftet hatten, darunter ein junges Mädchen in Deutschland).

Gewohnheitsmäßig zapfte ich kurz nach Mittag durch den Kabelsalat – das Hirn hat ja ein Anrecht auf den Sekundenschlaf. Ganz zum Schluß, beim türkischen Sender TRT, war ich schlagartig hellwach. Da liefen, fast könnte man sagen: in Endlosschleife, die ersten Bilder von der Entführung Öcalans. Und wieder: Bilder, die Ekel hervorriefen. Der gefangene Kurdenführer, der aussieht wie eine Zweitausgabe von Gino Cervi, der als Peppone soeben von Don Camillo mit Weihwasser niedergespritzt worden ist, saß mit verbundenen Augen inmitten von drei Geheimdienstschergen mit ihren Bankräubernmützen, die der Welt mit ihren Fingern demonstrierten, daß sie vom Alphabet zumindest den

Buchstaben „V“ (für Victory) beherrschten. CNN stieg schleunigst ein, andere Nachrichtensender folgten. Die Zuschauerquote stieg für einen Nachmittag in ungeahnte Höhen. Die Kurdenproblematik ließ sich nicht mehr unter den Tisch kehren und beherrschte tagelang die Öffentlichkeit, zumal sofort wie auf Knopfdruck in zahlreichen Städten Europas Demonstrationen einsetzten, die von ihren Teilnehmern ohne überzeugende Glaubwürdigkeit als spontan bezeichnet wurden.

Ein irgendwie ames Minderheitenvolk, das in seinem Herkunftsgebiet auf mindestens fünf Staaten verteilt ist, das vielleicht auf einen bösen Anführer hereingefallen ist, das aber doch ein wenig unterdrückt worden zu sein scheint, das auch der hiesigen Bevölkerung nicht ganz unbekannt ist, weil diese in ihrem Leben dasselbe Buch gelesen hatte wie der niederösterreichische Landeshauptmann, nämlich einen Karl May – da hatten die Medien ihr Futter gefunden.

Dem war vorher nicht so. Das Auftauchen von Öcalan in Italien war zwar eine Story, aber das Interesse flaute bald ab. Das Thema dümpelte in Ein- und Zweispaltem dahin: „Ankara drängt Kurden nun völlig ins Eck“ (Presse, 12. 12. 1998), „Noch immer kein Asylland für Öcalan“ (Standard, 29. 12. 1998), „PKK-Chef Öcalan ist verschwunden“ (Kurier, 18. 1. 1999), „Eifriges Rätselraten über Aufenthaltsort Öcalans“ (Standard, 1. 2.) – das waren die müden Meldungen, bevor die Zeitung mit dem selbst-attestierten großen Horizont ebendieses ins Esoterische erweiterte. Titel: „Die rätselhafte Odyssee des Abdullah Ö.“ Vorspann: „PKK-Chef Öcalan geistert seit seiner Abreise aus Italien wie ein Ufo um den Erdball“ (Presse, 4. 2.).

Als Ufo Apo unfreiwillig gelandet war, hatten die Kurden kurz Konjunktur auf den Titel-

seiten der heimischen Medien. Die Titel: „Wilde Kurdenproteste in Europa“ (Standard, 17. 2.), „Blutige Eskalation der Kurden-Proteste. Israelis erschießen drei Demonstranten“ (Presse, 18. 2.), dann folgte am 19. 2. ein uneinheitlich interpretierter Blick nach Hellas: „Neue Groteske: Griechenlands Regierung stürzt über Öcalan“ (Krone) bzw. „Öcalan-Beben in Athen: Simitis läßt drei Minister über Klinge springen“ (Presse), wobei auch Heimisches berichtet wurde: „Aktivisten trampeln Wiener Polizisten nieder“ (ebenda). Auf den ersten Blick für eine Sensation sorgte der Kurier am gleichen Tag – der sechsspaltige Titel auf Seite drei deckte auf: „Abdullah Öcalan am Rathausplatz“. Aber der war weder am noch, was wenigstens grammatikalisch richtiger wäre, auf dem Rathausplatz, sondern nur virtueller Gast, beschrieben wurde das Verhältnis zwischen SPÖ und Kurden sowie deren Teilnahme beim Maiaufmarsch.

Dann wurde noch geklagt über das harte Los der Geschäftsleute, deren Geschäfte durch Demonstrationen gestört werden, dann wurde noch gefragt, ob nun der Sommerurlaub in der Türkei sicher sei, und dann kamen ohnehin die Lawinen in Tirol und in Kärnten. War im Februar der „Fall Öcalan“ Topthema in der ZIB-Watch des Standard (4284 Sekunden, 8. 3.), so stürzte die Kurdenfrage anschließend ins Nichts. Wo sie auch jetzt noch ruht. Denn nicht mehr das „wilde Kurdistan“ steht derzeit im Mittelpunkt, sondern das „Land der Skípeta-ten“. So gesehen haben es Winnetou und seine Indianer derzeit schwer, als Minderheit mediale Beachtung zu finden.

Erich Demmer
war Kultur-, TV- und Medienkritiker
der verblichenen AZ.



Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz:

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß § 2 und § 3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern.

Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaber) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen vom Medieninhaber und vom Herausgeber sind auf Seite 2 angeführt.

Minderheiten und Medien

Ein kommunikatives Mißverhältnis von Cornelia Kogoj
Der Zugang zu den Massenmedien ist eine der wichtigsten Fragen für moderne Gesellschaftsformen geworden. Denn anhand der Herstellung von Öffentlichkeiten können in parlamentarischen Demokratien Interessen artikuliert und durchgesetzt werden. Das bedeutet, daß mittels öffentlicher Kommunikation Hierarchien und Herrschaftspositionen geschaffen werden. Daher sieht das Modell der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten vor, eben diese Positionen mittels gesetzlicher Rahmenbedingungen auszubalancieren, um allen relevanten Gruppen möglichst gleiche Chancen zu geben, sich im politischen und gesellschaftlichen Prozeß durchzusetzen.

Individuen haben heute kaum mehr die Möglichkeit, die Komplexität der Gesellschaft als eigene Erfahrungen zu verarbeiten. Die zunehmende Differenzierung des Gesamtsozialsystems erfordert eine regelmäßige Versorgung aller gesellschaftlicher Gruppen mit Informationen, die ihnen helfen, sich im Alltag zurechtzufinden. Dafür ist jedoch Medienkompetenz notwendig, die sich als Fähigkeit zur Dekodierung medialer Information ausdrückt.

Wie können aber Minderheitenangehörige diese Kompetenz erwerben? Brauchen sie eigene Medien, oder sind ihre Medienbedürfnisse denen der Mehrheit so ähnlich, daß jene nicht notwendig sind? Wie sieht dies gesamtgesellschaftlich aus: Ist es für eine Gesellschaft notwendig, daß Minderheiten in den Mainstreammedien vorkommen? Und welche Bilder werden darin transportiert?

Minderheitenmedien – Medien für Minderheiten?

Die Ansicht, daß Medienprodukte, deren Inhalte bewußt auf das Interesse eines homogenen Publikums zugeschnitten sind, mit einer starken Rezipientenbindung rechnen können, hat sich in den letzten Jahren zunehmend verfestigt. Unter einem homogenen Publikum wird verstanden, daß die Bedürfnisse der Rezipienten gleich bzw. ähnlich sind.

Gesellschaftliches Leben vollzieht sich jedoch in einer Vielzahl von Einheiten, deren Verbindung in unterschiedlichen Interessen oder Zugehörigkeiten besteht. Jedes Individuum ist Mitglied mehrerer solcher sozialer Gruppen, die sich überschneiden und daher auch nicht klar voneinander abgegrenzt werden können. Alter, Geschlecht, Sprache, Ethnie und immer stärker auch der Lebensstil prägen ganz entscheidend Einstellungen, Verhaltensmuster und Identitäten. Mitglieder von Minderheiten sind also nicht nur auf ihr „Minderheitenmerkmal“ wie Sprache, Kultur, sexuelle Präferenzen oder Behinderung zu re-

Medienbedürfnisse von Minderheiten unterscheiden sich nicht von denen der sogenannten Mehrheit. Denn genau wie diese stellen auch Minderheiten unterschiedliche thematische, politische und ästhetische Erwartungen an die Medien.

duzieren, sondern gehören zudem anderen gesellschaftlichen Gruppen an. Das bedeutet, daß das potentielle Publikum für Minderheitenmedien vielschichtig und inhomogen ist, da Interessen und Lebensweisen genau wie bei anderen Bevölkerungssegmenten weit auseinanderklaffen können und es in der Praxis auch tun. Bei Minderheiten wird jedoch erwartet – oft auch von deren Angehörigen selbst –, daß diese eine in sich geschlossene Einheit bilden.

Medienbedürfnisse von Minderheiten unterscheiden sich nicht von denen der sogenannten Mehrheit. Denn genau wie diese stellen auch Minderheiten unterschiedliche thematische, politische und ästhetische Erwartungen an die Medien.

Es stellt sich daher die Frage, ob eigene Medienprodukte überhaupt notwendig sind, um, wie eingangs erwähnt, sich als Gruppe zu artikulieren, im politischen Prozeß durchzusetzen und im Alltag besser zurechtzufinden.

Die wichtigsten Funktionen von Minderheitenmedien sind die Artikulationsfunktion, die Weitergabe von Informationen innerhalb einer Gruppe und damit die Schaffung eines Gruppenbewußtseins. Jene Besonderheiten der Gruppe (Ethnie, sexuelle Präferenzen, Behinderung etc.) werden in den Minderheitenmedien angesprochen und thematisiert – ähnlich einer juristischen Zeitung für Juristen, einer Botanikzeitschrift für Botaniker oder einer ganz bestimmten Jugendsendung für eine ganz bestimmte Zielgruppe innerhalb der Jugendlichen. Das heißt: Informationen für ein ganz kleines Segment. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß sich Minderheitenpublikationen meist als politische Publikationen verstehen und den Anspruch haben, gesellschaftliche Zustände verändern zu wollen.

Auch wenn das Ideal, daß durch das Öffentlichmachen von Anliegen und Zielen alle am politischen Prozeß beteiligt sind und dadurch Veränderungen herbeigeführt werden, nur sehr schwer durch diese „Minderheitenmedien“ erreicht werden kann, ist es

dennoch notwendig, daß es sie gibt. Publizistische Vielfalt – also Vielfalt von Meinungen und Informationen –, die sich nicht nur an der Marktfähigkeit orientiert, ist heute unverzichtbar.

Minderheiten in den Mainstreammedien

Wenn nun Minderheitenrezipienten heterogen sind, stellt sich weiters die Frage, ob sich ihre Differenziertheit auch in den Medien selbst niederschlägt.

Bislang gehören Volksgruppen, Migrantinnen, Behinderte und Homosexuelle in den österreichischen Mainstreammedien – bis auf wenige Ausnahmen – kaum zum „Personal“, weder vor noch hinter der Kamera. Ihnen werden genau abgegrenzte Terrains zur Verfügung gestellt, sei es in „Heimat, fremde Heimat“, in „Help TV“, oder in „Licht ins Dunkel“. Dadurch entsteht in der Öffentlichkeit ein völlig undifferenziertes und auf das Minderheitendasein reduziertes Bild. Minderheitenwirklichkeiten abseits von Tamburizza spielenden Kroaten, von flüchtenden Albanern und von Homosexuellen in den „Seitenblicken“ werden so gut wie gar nicht thematisiert. Es gibt in TV-Filmen, Serien und Werbespots keine rollstuhlfahrenden Managerinnen, keinen

schwulen Bauarbeiter und keine muslimischen Schuldirektorinnen.

Gerade publikumswirksame Sendungen wären gut geeignet, abseits von Klischees soziale Wirklichkeiten von Minderheiten zu transportieren. Denn in reichweitenstarken Serien, Filmen und Spots, die (wie aus kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen hinlänglich bekannt ist) nachhaltig Einstellungen und Gefühle prägen, könnten Minderheiten eine zum Alltag gehörende „Normalität“ erlangen, die nicht vom Nachrichtenwert „Besonderheit“ geprägt ist. Doch davon sind wir noch weit entfernt.

„Minderheiten und Medien“

Aus diesem Grund hat die Initiative Minderheiten das Thema „Minderheiten und Medien“ als Schwerpunkt für das Jahr 1999 gewählt. Möglichst viele Aspekte dieser Problematik sollen in den unterschiedlichen Projekten thematisiert und analysiert werden. Im Juli soll eine Medien-Sommerhochschule für europäische Migrantinnen und Volksgruppenjugendliche stattfinden. JournalistInnen und Medienfachleute werden dort theoretisches und praktisches Wissen an interessierte Jugendliche weitergeben. Außerdem hat sich ein ExpertInnen-Arbeitskreis konstituiert, in dem Strategien ausgearbeitet werden, um Minderheitenthemen stärker in den Massenmedien zu plazieren. Geplant ist des weiteren eine Podiumsdiskussion, die in einer Tageszeitung abgedruckt werden soll, und eine verstärkte Zusammenarbeit mit Ausbildungsstätten wie z. B. dem Kuratorium für Journalistenausbildung.



Minderheiten in den Medien: Inhalt oder Verkleidung?

von Franjo Schruiff

Am Anfang war das Medium. Alles andere sind Gerüchte. Ohne Medium kein Wort, ohne Medium keine Sprache, ohne Medium keine Kultur. Das gilt noch immer.

Ursprünglich wurden Medien als dienende Transportmittel für Gedanken, Inhalte und Sprachen verstanden. Tatsächlich haben sich Medien nie mit dieser untergeordneten Rolle begnügt. Medien haben eigene Gesetze, denen alle unterworfen sind, die sich ihrer bloß bedienen wollen. Dabei macht es vom Prinzip her nicht viel Unterschied, ob es um ursprüngliche Medien, wie den akustischen Vortrag vor einem oder mehreren Visavis, oder um handschriftliche Mitteilungen geht, oder, wie in unserem Jahrhundert, um Möglichkeiten der globalen Massenkommunikation über Massenmedien. Medien sind lediglich viel effizienter geworden. Es geht schneller, weiter und interaktiver. Aber es geht nach wie vor nur das, was das Medium zu transportieren bereit ist, und es geht nach wie vor nur so, wie es das Medium transportieren kann. Auswahl und verkürzende Darstellung sind Grundprinzipien der medialen Kommunikation.

Unterwerfung unter Medien

Medien dienen nicht nur, sie unterwerfen. Sie unterwerfen Menschen und Kulturen unter ihre Regeln. Erfolgreiche Ideen und Kulturen, die sich halten, durchsetzen und weiterentwickeln wollen, brauchen erfolgreiche Kommunikation nach innen und außen. Dazu müssen sie medientauglich sein. Sie müssen nach Möglichkeit den Anforderungen des effizientesten Mediums entsprechen. Und das ist meist das weitestreichende, verständlichste und schnellste.

Minoritäre Lebensformen und Kulturen stehen im selben medialen Auseinandersetzungsprozess. Sie konkurrieren mit Informatio-

nen über andere Kulturen der Minderheiten und Mehrheiten. Und sie unterliegen den Gesetzen der medialen Kommunikation, die wiederum durch Rückkoppelung Einfluß auf die jeweilige kulturelle Ausprägung nehmen.

Durch die Effizienz und Geschwindigkeit der gegenwärtigen Massenmedien besteht ein andauerndes Überangebot an Informationen. Nur noch ein Bruchteil des Angebotes kann von den Rezipienten tatsächlich empfangen und verarbeitet werden. Die Konkurrenz ist enorm. Wer etwas zu sagen hat, muß sich erst einmal Gehör verschaffen. Und das geht wieder nur durch Unterwerfung unter die Gesetze der Medien.

Wer gehört oder gesehen werden will, muß etwas zu bieten haben. Medien und Konsumenten verlangen nach News und Infotainment. Eine Botschaft muß sich vom Überangebot klar abheben. Deshalb muß sie entweder völlig neu sein (oder zumindest so erscheinen), oder sie muß durch ihre Ausgefallenheit aus dem Überangebot herausstechen. Dann ist die Botschaft mediengerecht und hat eine Chance, „rüberzukommen“.

„Newswert“ der Minderheiten

Minderheiten können in dieser umgekehrten Auktion der medialen Informationsverteilung nur beschränkt mitbieten. Zu oft wird minoritäres Selbstverständnis an die Erhaltung und Tradierung überkommener Werte gebunden. Der „Newswert“ ist also eher gering. Bleibt die Ausgefallenheit.

Und da haben Minderheiten durchaus etwas zu zeigen. Alte Trachten, ausgefallene Gewohnheiten, sonderbare Bräuche, skurrile Riten, exotische Lieder und Tänze sind ein attraktives Angebot für Massenmedien. Aber hier geht bereits die erste Falle auf. Weil eben (Massen-)Medien nur bestimmte Inhalte

in bestimmter Art transportieren können und wollen, transportieren sie regelmäßig nur kleine Ausschnitte des kulturellen Selbstverständnisses von Minderheiten. Je bunter und ausgefallener ein Bild, desto leichter kommt es „rein“ und „rüber“.

Hier beginnt die Rückkopplung. Minoritäre Lebensformen, Minderheitensprachen und Minderheitenkulturen brauchen – wie auch alle majoritären Lebensformen – Geld und andere Ressourcen (unter anderem auch mediale Präsenz, um die eigene Attraktivität direkt zu steigern). Um Geld und Ressourcen zu bekommen und die erhaltenen Subventionen zu rechtfertigen, müssen minoritäre Lebensformen in der Gesamtgesellschaft wahrgenommen werden. Es ist ganz einfach: Wen es nicht gibt, für den gibt es nichts.

Um aber wahrgenommen zu werden, unterwerfen sich Träger von Minderheitenkulturen den Gesetzen der Massenmedien und stellen mediengerechte Teile ihrer Kultur in den Vordergrund. Weil sie damit Erfolg haben, tun sie es wieder und wieder. Die Chance für Künstler und Kulturschaffende aus den Minderheiten, Sendeplatz in elektronischen Medien

zu bekommen, ist um ein Vielfaches größer, wenn sie sich als Bauern der Jahrhundertwende verkleiden und in historischen Trachten anmarschieren. Mit dem realen Leben hat das oft wenig zu tun. Aber es wirkt

Die bunten Gewänder

Weil man am Erfolg lernt, treten immer mehr Kulturschaffende in bunten Gewändern ihrer Großeltern auf. Sie inszenieren nicht etwas, sondern sich als etwas. Das hat zur Folge, daß bestimmte minoritäre Kulturen mit bestimmten Bildern verknüpft werden. Meist dauert es nicht lange, bis auch die Minderheitenangehörigen selbst (die es ja besser wissen müßten) auf die verkürzende Medienvermittlung hereinfallen und nur noch das für „Burgenlandkroatisch“, „Slowenisch“ oder „Polnisch“ halten, was sie im Fernsehen gezeigt und ihre Angehörigen daheim gesehen haben.

Wenn heute Delegationen aus kroatischen Dörfern des Burgenlandes zum Landeshauptmann fahren, nehmen sie ein junges Paar in alten Bauerngewändern mit. Auch wenn der Herr Bischof ins Dorf kommt, ist es sittsam, sich zu seiner Begrüßung zu verkleiden. Statt der ursprünglichen Kultur haben die Gesetze der Massenmedien bei den Minderheiten eine „Kultur des Verkleidens“ geformt.

Aber es trifft nicht nur die minoritären Kulturen. Stundenlange TV-Übertragungen von alpenländischen Perchtenläufen inklusive Hexenverbrennung unter Beteiligung ganzer Tal-

schaften zeigen, wie verbreitet und beliebt die Kultur des Verkleidens bereits ist. Natürlich sind Touristen (die mit den TV-Übertragungen angelockt werden sollten) dann enttäuscht, wenn es unter den „Einheimischen“ nur wenige „Eingeborene“ gibt, wie ihnen vorgegaukelt wurde. Mancherorts wird dem bereits abgeholfen. „So-zu-leben-wie-es-unsere-Kultur-entspricht“ wird zum 40-Stunden-Job: Die Kultur des Verkleidens als Arbeitsplatzbeschaffung. Die Folge: Verkleidete Hufschmiede schmieden ganztägig Hufe für Pferde, die es nicht gibt, und die EU finanziert das Ganze unter dem Titel „Regionalentwicklung“. Es liegt auf der Hand, daß diese Lebensformen weder von Außenstehenden noch von den Betroffenen selbst als attraktiv empfunden werden. Sie dienen der Unterhaltung. Echtes Interesse am Leben der Menschen besteht nicht, man muß es bloß „einmal gesehen haben“.

Chancen minoritärer Kulturen

Aber nicht nur die Fremddarstellung ist Verursacherin einer Musealisierung von traditionellen Kulturformen. Auch Minderheitenmedien sind an der Entwicklung beteiligt. Minderheitenangehörige berichten für Minderheitenangehörige am liebsten über „typisch kroatische Events“, über „echtes slowenisches Brauchtum“ oder über „original serbische Fol-

klure in Wien“. Moderne kulturelle Entwicklungen innerhalb der Minderheiten werden oft ignoriert, bisweilen sogar als „unecht“ oder „untypisch für uns“ kritisiert. Die Folge ist eine weitgehende Reduzierung der Berichterstattung auf bestimmte traditionelle Aspekte des Lebens. Die Schere zwischen dargestellter und tatsächlicher Kultur und Interessen der Menschen vergrößert sich immer weiter.

Natürlich gäbe es den anderen Weg auch noch. Aber der ist schwieriger. Wer zeitgemäße und innovative Ideen transportieren will, ist einer größeren Konkurrenz ausgesetzt und muß im allgemeinen Überangebot mithalten können. Zweitklassige Ware ist heute nicht mehr zu verkaufen (es sei denn, man verpackt sie in bunte Gewänder und verkauft die Verpackung).

Trotzdem werden nur solche minoritäre Kulturformen wirklich überleben, die sich aufgrund ihrer eigenen Qualität durchsetzen und sich auf dem „großen Markt“ ihren Platz erkämpfen. Die Kultur des Verkleidens mag zwar vordergründig Erfolge verschaffen. Ihre Unehrllichkeit

bleibt aber weder dem Publikum noch den Minderheitenangehörigen selbst verborgen. Ihre Anziehungskraft bleibt beschränkt, ihre innere Innovationsfähigkeit ist marginal.

Minoritäre Kulturen müssen dennoch im Überangebot der Medienwelt nicht chancenlos sein. Notwendig wäre aber ein radikales Umdenken in der Selbstdarstellung. Es ist zu wenig, die Besonderheiten (=Skurrilität) einer Gruppe

mediengerecht hervorzuheben und die Individualität und Kreativität der einzelnen Gruppenangehörigen hinter gruppentypischen Masken und Verkleidungen zu verstecken. Der mediale Kredit der gruppentypischen Verkleidung ist bald aufgebraucht.

Perspektiven haben in erster Linie kreative Menschen aus Minderheiten, die einzeln oder gemeinsam attraktive Ideen und Inhalte mediengerecht anbieten. Denn erst wenn es Minderheitenangehörigen gelingt, mit ihren individuellen Leistungen „rein-“ und „rüberzukommen“, gewinnt die Gruppe wieder an Attraktivität.

Perspektiven haben in erster Linie kreative Menschen aus Minderheiten, die einzeln oder gemeinsam attraktive Ideen und Inhalte mediengerecht anbieten.



Diskretion Ehrensache

Lesben, Schwule und Medien
von Helga Pankratz

Erst wenn sie entsprechend wahrgenommen wird, kann eine Gruppe aktiv in die Gestaltung des eigenen gesellschaftlichen Schicksals eingreifen. „Coming Out“, „Going Public“, „Öffentlichkeitsarbeit“ sind deshalb das Um und Auf der Lesben- und Schwulenpolitik: Aus dem Schatten zu treten, sich die Tarnkappe vom Kopf zu reißen, die Gesellschaft damit zu konfrontieren: „Hier bin ich – hier sind wir! Es gibt uns!“

In diesem Prozeß der Sichtbarwerdung sind die Massenmedien wichtige Verbündete der Lesben und Schwulen, oft aber auch ein hinderlicher Klotz am Bein. Einige Streiflichter auf das zwiespältige Verhältnis zwischen Journalismus und Homosexualität in den letzten 30 Jahren.

„Am Anfang war die schlechte Presse“, könnte ein lesbenpolitisches Märchen mit Happy-End beginnen. Schließlich brachte 1974 ausgerechnet die BILD-Zeitung die deutsche Lesbenbewegung so richtig in Schwung!

Fünf Jahre zuvor hatte es in den Vereinigten Staaten ein ähnliches Phänomen gegeben. Dort hatten die rassistischen und sexistischen Schlägertypen der New Yorker Polizei, die sich in brutalen Razzien in der schwulen Subkultur abregierten, die Rolle der BILD-Zeitung inne. Eines Abends Ende Juni 1969 nahmen die Tunten, Transvestiten und Lesben die Demütigungen nicht mehr hin. Sie wehrten sich. Sie schlugen zurück; lieferten den Prügel Polizisten tagelang erbiterte Straßenschlachten. Das war die Geburtsstunde von „Gay Pride“ und der modernen Schwulen- und Lesbenbewegung.

Gar nicht mit körperlicher Brutalität, aber einem durchaus vergleichbaren Ausmaß an Zivilcourage wehrten sich 1974 lesbische Frauen in Deutschland: In Itzehoe fand ein Prozeß gegen zwei lesbische Freundinnen statt, die der Anstiftung zum Mord am Ehemann der einen von ihnen angeklagt waren. BILD geiferte gegen Lesben in einer beispiellos hetze-

rischen Artikelserie über „Die Verbrechen der lesbischen Frauen“. Lesbische Frauen in allen Teilen des Landes wurden aktiv. Sie gründeten Lesbengruppen und gingen auf die Barrikaden gegen die frauenverachtende, antilebische Gewalt der „Männermafia in Presse und Justiz“. Sie gingen mit ihrer Wut, ihrem Protest und ihren Forderungen an die Öffentlichkeit – mit anderen Worten: auch in die Medien. Unter anderem erreichten sie, daß 146 Journalistinnen und 41 Journalisten den Deutschen Presserat aufforderten, die „Publikationen des Springer-Verlages (...) wegen ihrer Sensationsberichterstattung über diesen Prozeß zu rügen“ (dpa-Meldung vom 5. 9. 1974).

Die vorurteilsgeladene Medienhetze gegen das Kollektiv hatte eine Initialzündung zur kollektiven Wehrhaftigkeit bewirkt. Die deutsche Lesbenbewegung hatte einen Quantensprung vorwärts gemacht: sowohl bezüglich numerischer Stärke als auch bezüglich der Qualität ihres Bewußtseins.

Österreichischer Kompromiß

Zur selben Zeit, als Deutschland erstmals lesbische Massenproteste bestaute, schaffte Österreich gerade erst das Totalverbot homosexueller Handlungen ab. Die Strafrechtsreform brachte einen mühseligen Kompromiß zwischen SP- und VP-Vorstellungen zustande: § 129, und damit die generelle Strafbarkeit von gleichgeschlechtlicher Sexualität, wurde abgeschafft.

Vier antihomosexuelle Gesetzesbestimmungen lösten aber das alte Totalverbot ab: die Paragraphen 220 und 221, „Werbeverbot“ und „Vereinsverbot“ für Lesben und Schwule; § 210, Verbot schwuler Prostitution; und § 209 StGB, ein speziell hohes „Schutzalter“ für den schwulen Sex. Alle außer der letztgenannten sind mittlerweile abgeschafft.

Bei Überlegungen zum Bild von Lesben und Schwulen in den Medien sollten wir aber nicht übersehen, daß es in Österreich den Paragraph 220 gab, der „Propaganda für Homosexualität“ unter Strafandrohung stellte. Bis zu seiner Abschaffung 1996 hagelte es Anzeigen gegen Aufklärungs- und Informationsmaterialien, die Homosexualität als „gesund“ und „okay“ anstatt als „krank“ oder „bedauerlich“ bezeichneten. Immerhin wurden unter Berufung auf § 220 in den 80er Jahren Schriften wie der Schwulen-Gesundheitsratgeber „Sumpffieber“ oder das amerikanische Lesben-Aufklärungsbuch „A

Woman's Touch“ beschlagnahmt, und in den 90er Jahren Broschüren der AIDS-Hilfe!

Keine Propaganda

Die österreichischen Massenmedien halten sich augenscheinlich an ungeschriebene – und zum Teil an längst abgeschaffte – Gesetze: Nur ja keine Meldungen zu bringen, die „Propaganda“ für Homosexualität bedeuten könnten. Dem Sichtbarkeitsbedürfnis der Lesben- und Schwulenbewegung steht diese Art von Diskretion höchst hinderlich im Wege. Auch der selbstbewußten Identität vieler ganz gewöhnlicher Lesben und Schwuler, die sich gar nicht großartig in der Bewegung engagieren, kommt die „noble Zurückhaltung“ der Medien in keiner Weise entgegen. Sie sind stolz und glücklich, lebendig und gesellig. Ihre Homosexualität empfinden sie als Quelle von Glück und Lebensqualität. Wissend, wie viele Tausende sie als Bevölkerungsgruppe darstellen und wie erfüllend es sein kann, gleichgeschlechtlich zu lieben, ärgert es sie, daß die Medien nach wie vor so tun, als gäbe es das alles nicht wirklich.

Zu Tausenden gehen sie z. B. im Juni auf die Regenbogenparade, zeigen Wien und der Welt ihre Lebensfreude und die Vielfalt der großen lesbisch-schwulen Familie. „Das Fernsehen ist da!“ eilt ein freudiger Aufschrei von Mund zu Mund; sie winken lächelnd in die Kamera und eilen nach der Schlußkundgebung heim, um während des Umkleidens für die große abendliche Party die *Zeit im Bild* nicht zu versäumen, in der sie – endlich! endlich! – einmal zu sehen sein werden. Doch diese Erwartung wird enttäuscht.

„Vielleicht waren es die *Seitenblicke*“, schraubt ein schwuler Student im Gespräch auf der Party seine Hoffnung auf ein realistisches Maß herunter: „Die Medien werfen ja



Neujahrskonzert 1982

lieber *Seitenblicke* auf einzelne ‚schillernde Figuren‘. Die Masse der ganz normal selbstbewußten Lesben und Schwulen interessiert sie nicht“

„Vielleicht bringen sie's morgen im *Österreichbild*“, macht sich eine lesbische Mittelschülerin noch Illusionen über die Bereitschaft des ORF, Bilder von tanzenden, jubelnden, fröhlichen Schwulen und Lesben in Österreichs Wohnzimmer zu bringen. In den kommenden

Tagen wird sie noch erfahren müssen, daß es insbesondere mit dem Transport der Bilder von Lesben, wie sie lieben und leben, durch die Medien hapert.

Keine Lesben

Als ob die Lesben justament und mit Akribie allesamt weggretuschiert worden wären, wirken die wenigen Berichte über die Parade, die sich in Tageszeitungen und Wochenmagazinen finden. Illustriert sind sie mit Fotos von Jünglingen im ledernen Lendenschurz oder skurril ausgestaffierten Transvestiten; die magehen Texte sprechen in penetrant männlicher Sprache von „Homos“ oder „Gays“, daß die junge Lesbe angesichts der haarsträubenden Diskrepanz zwischen dem Erlebten und seiner Darstellung fast zweifelt: „Habe ich diese schöne, bunte Parade mit den vielen selbstbewußten Lesben und sympathischen Schwulen aller Altersstufen wirklich erlebt? Die vielen verschiedenen Transparente, Anliegen, Aussagen von Organisationen? Die Gruppierungen von sozialistischen, grünen und liberalen Lesben und Schwulen? Die jüdischen Lesben und Schwulen? HOSI Wien, ÖH, die walzertanzenden Frauenpaare vom Lesben-Tanzclub? Die schwulen Bergkameraden der Gruppe ‚Männer auf Touren‘, ‚Marantana‘, den lesbischen, und ‚Aufschlag‘, den schwulen Volleyballclub? Den Lesbenchor ‚Sappho Singers‘, die Lesben in Rollstühlen? Die Abordnungen von Lesben und Schwulen aus Prag, aus Linz, aus Graz? – Oder habe ich das alles nur geträumt?“

„Ehrenkodex“

Die Massenmedien befolgen sorgsam einen „Ehrenkodex“: jemandes Homosexualität nicht leichtfertig publik zu machen. – Wie viele Menschenleben konspiratives Schweigen von Jour-



„Queen Divas“ auf der Regenbogenparade 96

nalistinnen in Zeiten totalitärer Verfolgung gerettet haben mag, werden wir nie genau beziffern können. Historisch betrachtet verdient dieses Ethos hinter der Verschwiegenheit Dank und Anerkennung. Doch schützendes Schweigen, das angemessen war zu Zeiten, als staatlich verordneter Mord und Totschlag gegen Lesben und Schwule herrschte, kann unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen zum blockierenden Mauern werden, zum Zurück-

halten von Information; kurz: zur Zensur.

Eine sogenannte „Schweigespirale“ baut sich auf, ein „Geheimnis“ wird künstlich aufrechterhalten, das zu durchbrechen umso mehr Mut und Kraft erfordert, je länger das Verheimlichen gedauert hat. Und letztlich entsteht dadurch für alle Beteiligten auch ein unangenehmes Gefühl von Verlogenheit. Ein derartiges mediales Klima ist der ideale Nährboden für Outing-Skandale. Denn diese entstehen sehr häufig aus der bis ins unerträgliche angewachsenen Spannung zwischen schwuler oder lesbischer Lebenswirklichkeit und heterosexuell eingefärbter Medienlüge. Wenn die Schwelle des „ganz normalen Redens“ über Homosexualität etwas niedriger wäre, würde gewiß vielen Menschen, die im Licht der Öffentlichkeit stehen, viel persönliches Leid erspart.

Zeitvergleich

Wolfgang Förster, vor 20 Jahren der erste Obmann der HOSI Wien, hat Anfang der 80er Jahre Berichte über Schwule in österreichischen Tageszeitungen und im „profil“ analysiert. „Verbrechen und Krankheit“, zählt Förster im Gespräch die häufigsten Zusammenhänge auf, in denen Schwule erwähnt wurden: „Erpressungen, Morde, menschliche Tragödien; kranke, schwache, leidende Schwule.“ Und er betont, daß die ständige Wiederkehr der Zuschreibung von Krankheit damals noch nicht das geringste mit AIDS zu tun hatte. Denn seine Studie war abgeschlossen, bevor AIDS bekannt wurde. Ein gutes Fundament für die kraß antischwul gefärbte erste Welle der AIDS-Berichterstattung war damit aber zweifellos vorhanden.

„Die wenigen Berichte, die in den Medien auch sympathisierende Reaktionen auslösten, gingen auf Selbstthematisierung aus den Reihen der Schwulenbewegung zurück“, erinnert Förster an legendäre Aktionen der frühen 80er – wie die zwei nackten Männer beim Neujahrskonzert oder Flugblätter werfende Lesben und Schwule beim Opernball. „Selbstskandalisierung“ nennt er diese, sich den Medien als berichtenswerte Sensation aufdrängende Form aktionistischer Öffentlichkeitsarbeit.

„Die Medien berichten sicher mehr als früher, und nicht mehr so negativ getönt wie früher“, umreißt die jetzige HOSI-Obfrau, Waltraud Riegler, was sich seit damals verändert hat: „Aber sie berichten oberflächlich und sensationslüstern. Schwuler Chic und Lifestyle sind im Fernsehen ein beliebter Aufputz. Hie und da werden sogar ein



paar mondäne Lesben vorgeführt. Aber nach wie vor“, setzt sie nach, „ist gerade das Verschweigen von Lesben ein wirklich massives Problem.“

Eine der Ursachen dafür, daß die Existenz von Lesben so speziell unsichtbar gehalten wird, liegt im sprachlich undifferenzierten Subsumieren. Ein ganz aktuelles Beispiel dafür fällt Waltraud Riegler auf der Stelle ein: „Prozeß Schwule gegen Diemann wird neu verhandelt“, lautet eine Schlagzeile im „Standard“ vom 13./14. 2. 1999. Dabei handelt der Textbeitrag unter dieser „Schwulen“-Schlagzeile sehr wohl auch von Lesben, die unter den 48 KlägerInnen gegen antihomosexuelle Hetze durch das rechtskatholische Blatt „Der 13.“ einen erklecklichen Anteil ausmachen. „Mindestens jeder zweite ‚Schwule‘

in dieser Angelegenheit ist in Wirklichkeit eine Lesbel“, bringt es Riegler auf den Punkt.

Das größte Anliegen der Schwulen- und besonders auch der Lesbenpolitik im Umgang mit den Medien bleibt also nach wie vor der Wunsch nach viel mehr Sichtbarkeit.

Helga Pankratz ist Autorin und Kabarettistin und seit 18 Jahren in der österreichischen Lesben- und Schwulenbewegung engagiert

Neue Gesichter im ORF

von Franz-Joseph Huainigg
 Franz-Joseph Huainigg produzierte mit Christian Schüller in der ORF-Reihe „Am Schauplatz“ drei Porträts behinderter Menschen. In diesem Beitrag berichtet er über den Versuch der „etwas anderen“ filmischen Darstellung.

Es waren einmal: viele Fragen ...

Am Anfang stand eine Punktation, in der selbst behinderte Menschen im Rahmen einer Arbeitsgruppe Forderungen aufstellten, wie Fernsehberichte sein sollten.

Aber waren diese Forderungen auch umsetzbar?

Wie etwa sollen behinderte Menschen ohne die Strapazierung von Klischees dargestellt werden, in einem Medium, das von Symbolen und Klischees lebt?

Was ist überhaupt „die Geschichte“ an einem Alltag eines behinderten Menschen, wenn er „normal“, daher nicht spannend ist?

Oder die Frage: Sieht überhaupt jemand zu, wenn der Fernsehbericht auf spannungsgeladene Elemente wie „arme Schicksalsdarstellungen“ oder „tolle Menschen, die das Leben trotzdem meistern“ verzichtet?

Thema oder Nichtthema, das ist die Frage Der erste Film: Eine besondere Mutter

Wenn jemand Martina das erste Mal sieht, würde er ihre Lebenssituation wohl etwa so beschreiben: Martina kann aufgrund ihrer spastischen Lähmung nicht sprechen. Sie kann sich nur mühsam im Rollstuhl zickzackartig fortbewegen. Und benötigt zum An- und Ausziehen, zum Baden, zum Essen ... die Hilfe von Assistentinnen. Trotzdem ist sie Mutter des dreijährigen Mathias (Alter zum Zeitpunkt des Filmes). Wie sie ihre Mutterrolle erfüllt? Keine Ahnung.

Wir diskutierten lange, ob und wie Martina im Fernsehen dargestellt werden kann. Im Raum stand sogar die Frage, ob denn österreichische FernsehzeherInnen mit so einer schwerstbehinderten Frau plus Kind überfordert sind. Wer noch nie etwas mit behinderten Menschen zu tun hatte – und das wird wohl der Überwiegende Teil der Zuseher der Reihe *Am Schauplatz* sein – wird mit Martina und ihrer Behinderung möglicherweise von vornherein überfordert sein (mögliche Frage: Wie

kann das Leben für so einen Menschen lebenswert sein?). Kommt dann noch das Kind dazu, werden vielleicht Fragen entstehen wie: Wäre es für das Kind nicht besser, eine andere Mutter zu haben (sprich: Adoption)? Handelt Martina nicht selbstsüchtig? Wird das Kind überhaupt eine normale Entwicklung haben, wenn die Mutter nicht mit ihm sprechen kann?

Wir ließen jene Passagen, in denen Gehörlose miteinander in der Gebärdensprache sprechen, ohne Sprecherton stehen und untertitelt die Dialoge. So waren die hörenden ZuseherInnen gezwungen, Untertitel zu lesen. Eine Situation, in der sich sonst die Gehörlosen befinden.

Wer übernimmt die Aufsichtspflicht, zumal der Vater nicht vorhanden ist und Martina alleine lebt?

Wir waren uns bewußt, daß der Film sehr leicht für Martina und ihr Anliegen – darzustellen, wie es funktioniert – kontraproduktiv ausgehen könnte.

Wir begannen den Alltag von Martina filmisch mitzuverfolgen. Bald überlegten wir, wie die HauptdarstellerInnen als Persönlichkeiten im Film „erstehen“ können. Trotz der nicht vorhandenen Interviewpassagen sollten ja

die Betroffenen die Experten in eigener Sache sein und über ihr Leben „berichten“. Mit Martina muß man Buchstabe für Buchstabe abfragen, kommt der richtige, nickt sie. In der Praxis eine gute Möglichkeit, mit Martina zu reden, aber aufgrund der Länge im Fernsehen nicht darstellbar.

Beim Drehen merkten wir, daß Mathias dabei eine hilfreiche Rolle einnahm. Als nahezu geborener Fernsehstar, lebhaft, schlagfertig und voller Tatendrang, bereit, sich immer wieder erneut in Szene zu setzen, brachte er Leben ins Geschehen. Dadurch, daß zwischen Martina und Mathias eine so enge Beziehung vorhanden war, war es spannend, beiden bei der Kommunikation zuzusehen. Und es wurde auch deutlich, daß Martina eine eigene Meinung hat – und Mathias dies ohne ausgesprochene Worte versteht.

Wir hatten Zeit und folgten den beiden über Tage und Wochen mit der Kamera. Dadurch gelangen uns viele Aufnahmen, die bewiesen, daß Martina mit der Hilfe von ihren Assistentinnen die Mutterrolle gut erfüllen kann.

Reaktionen der FernsehzeherInnen: Martina erhielt unzählige E-Mails. Viele waren von ihr als Mensch angetan und ermunterten sie, ihren Weg weiterzurollen. Wirklich negative Reaktionen gab es keine.

Am Schauplatz, Festhalten der Wirklichkeit? Der zweite Film: Neue Gesichter

Mario, Stefan und Markus besuchen eine erste Integrationsklasse in der Hauptschule Baden.

Ein Jahr lang verfolgten wir, wie sich die Beziehung zwischen den behinderten und nicht-behinderten Kindern entwickelt. Als besondere Herausforderung für die Gemeinschaft erwies sich die Gesichtsoperation von Mario.

Entsprechend dem Konzept der Sendung *Am Schauplatz* wollten wir Mario und seine Freunde in der Integrationsklasse eine Zeitlang mit der Kamera beobachten, Teilnehmer an ihrem Alltag sein. Ganz gelang uns das sicher nicht, da Kamera, Ton, Licht und drei Menschen als „Drehteam“ vor Ort naturgemäß störende Eindringlinge sind. Wir haben auch nichts Künstliches inszeniert, waren aber dennoch immer auf der Suche nach Szenarien, die Abwechslung und neue Dimensionen in die Geschichte einbringen. Etwa Gespräche zwischen Mario und seiner Mutter oder die erste Diskussion in der Klasse zum Thema „Behinderte Mitschüler“.

Auch brachten die Beobachtungen in Schulsituationen oder in der Wohnung viele statische Elemente; daher versuchten wir, die Protagonisten der Integrationsklasse außerhalb der Schulklasse bei einer Party zu filmen. Wichtig dabei war, daß wir unsere ursprünglichen Konzepte und Drehpläne ständig „über den Haufen warfen“. Wir drehten zumeist nicht die ursprüngliche Geschichte (z. B. Leben in der Integrationsklasse), sondern ließen uns auf aktuelle Geschehnisse ein (etwa die Operation von Mario). Dadurch wurden die Filme sicherlich noch authentischer.

Interessant waren die Diskussionen nach der Premiere: Mario und seiner Mutter gefiel der Film. Empört waren hingegen die LehrerInnen der Integrationsklasse. Sie kamen sich falsch dargestellt vor, und es gab heftige Diskussionen darüber, ob die pädagogische Realität der Klasse auch wirklich realistisch dargestellt worden war. Gleichzeitig waren die LehrerInnen aber damit konfrontiert, daß sie Briefe und Anrufe von ZuseherInnen erhielten, die meinten, wie toll und mutig sie die Sache angingen. Jeder hat eben seine eigene Rezeptionsrealität.

Im Schnittraum – der Film entsteht

Der dritte Film: Kevin weiß mehr

Kevin hat zwei Muttersprachen. Neben der Lautsprache kann er Lippenlesen und sich in der Gebärdensprache unterhalten. In der Bank, im Geschäft, beim Telefonieren dolmetscht der Siebenjährige seine gehörlosen Eltern. In dem Film wollten wir an-

hand von Kevin die Unterschiede und das Verbindende zwischen der Welt der Gehörlosen und der Welt der Hörenden zeigen.

Eine Woche lang drehten wir den Alltag der Familie. Der eigentliche Film entsteht aber erst am Schnittplatz. Durch die Bild dramaturgie und den Aufbau der Geschichte entsteht eine eigentliche Wirklichkeit. Wir versuchten mit dieser aber so nah wie möglich an die tatsächlichen Ereignisse heranzukommen. Dazu gehört auch, keinen Menschen mit Zynismus darzustellen. Sehr wohl spielten wir aber – vor allem in unseren Texten – mit Humor und Ironie. Diese Stimmung entsprach auch Kevin und seinen Eltern. Wir versuchten, die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit der Geschehnisse zu zeigen – und vermieden dabei peinlichst Mitleid oder Überhöhungen. Auch ließen wir die Geschehnisse für sich selbst sprechen, kommentierten und erklärten nur dort, wo es unbedingt sein mußte.

Wir ließen jene Passagen, in denen Gehörlose miteinander in der Gebärdensprache sprechen, ohne Sprecherton stehen und untertitelt die Dialoge. Durch diese Paradigmenumkehr waren die hörenden ZuseherInnen gezwungen, Untertitel zu lesen, um etwas zu verstehen. Eine Situation, in der sich sonst die Gehörlosen befinden.

Kevin wurde von allen geliebt und war – neben seinen Eltern – der große Star. Er bekam auch seinen ersten Liebesbrief von einer gleichaltrigen Zuseherin, was ihn ziemlich verwirrte.

Franz-Joseph Huainigg ist freier Schriftsteller, Kabarettist und Journalist; derzeit im Unterrichtsministerium, Abteilung Medienpädagogik tätig.

Österreichische AG „Behinderte Menschen und Medien“: Auszug aus der Punktation zur Darstellung behinderter Menschen

Behinderte sind Experten in eigener Sache

Daher muß darauf geachtet werden, daß der Grundsatz „Betroffene berichten über Betroffene“ möglichst umfassend eingehalten wird.

Recht auf eine nicht diskriminierende Darstellung

In der Berichterstattung ist darauf Bedacht zu nehmen, daß behinderte Menschen nicht auf ihre Behinderung reduziert werden. Diskriminierende Darstellungsformen verbaler Art (z. B. „an den Rollstuhl gefesselt“) wie auch bildmäßiger Art (der Mensch verschwindet hinter seinem Hilfsmittel) sind zu vermeiden.

Einstellung der „Schicksalsberichterstattung“

Behinderte Menschen dürfen in der Berichterstattung nicht auf abstrakte Leidvorstellungen Nichtbehinderter reduziert werden. Behinderte Menschen als mediale „Schicksale“ reißerisch und voyeuristisch zu präsentieren, ist diskriminierend, verletzt die Würde des Menschen und ist daher einzustellen. Der Grundsatz einer ausgewogenen und sachlichen Information ist stets einzuhalten (z. B.: Welche speziellen Hilfen benötigt der Mensch, um seinen Bedürfnissen entsprechend leben zu können).

Die breite Öffentlichkeit, die StVO und die Pastorale

von Erwin Riess

Die Tiefgarage eines Einkaufszentrums in Wien-Floridsdorf. Groll sitzt in seinem Wagen und liest. Aus dem Autoradio ertönt der erste Satz von Beethovens 6. Symphonie – „Erwachen heiterer Gefühle auf dem Land“. Grolls Wagen ist so geparkt, daß er die Wegfahrt eines dunkelblauen BMW blockiert. Der Dozent, in der Tiefgarage umherirrend, wird durch die Musik angelockt.

Der Dozent Groll und die „Pastorale“! Einen unpassenderen Platz für Beethovens Meisterwerk konnten Sie nicht finden? Guten Tag! Reicht Groll die Hand ins Fenster, der schüttelt sie.

Groll Was machen Sie in einer Tiefgarage? Fahren Sie neuerdings Auto?

Der Dozent Ich habe mich verfahren. Ich wollte nicht in den Keller, sondern in den 1. Stock, zur Sportabteilung. Man hat mir gestern Schistöcke ohne Schlaufen und Teller angedreht. Die Liftkabine war randvoll, die Menschen waren vom Einkaufen so aggressiv, daß ich es für das Klügste hielt, mich von ihnen ins Freie treiben zu lassen. Als ich mich umsah, fand ich den Lift nicht mehr, und seither irre ich umher. Eine vortreffliche Musik, nicht wahr?

Groll Ja, die Variation des Immergleichen, intelligent gesetzt. Ähnlich wie die Filmmusik von „Twin Peaks“.

Der Dozent Eine blasphemische Bemerkung. Ihr Niveau wird von der Tasche, daß wir uns in einer Tiefgarage befinden, nicht entschuldigt. Wieso steigen Sie nicht aus?

Groll Weil ich auf den Fahrer des BMW warte, der unberechtigterweise auf dem Behindertenparkplatz steht.

Der Dozent Zeigen Sie ihn doch an!

Groll Das geht nicht. Der Parkplatz unterliegt nicht der Straßenverkehrsordnung, er ist privat. Da die Kaufhausbetreiber ihre rücksichtslosen Kunden nicht vergrämen wollen, verzichten sie darauf, ihre Parkfläche der StVO zu unterstellen. Kein Polizist hätte das Recht, hier zu strafen. Also bleibt mir nur, zu warten, bis der Racketeer –

Der Dozent Racketeer?

Groll Ein New Yorker Ausdruck für üble Verbrecher. Bis der Racketeer kommt.

Der Dozent Und was machen Sie dann mit ihm?

Groll Ich frage ihn, ob er weiß, daß er auf einem Behindertenparkplatz steht.

Der Dozent Er wird verneinen.

Groll Neuerdings bekennen sich immer mehr Racketeers stolz zu ihrer Rücksichtslosigkeit.

Der Dozent Er wird sich entschuldigen.

Groll Das tun die wenigsten. Knappe vierzehn Prozent.

Der Dozent Er wird sich herausreden. Es wären ja nur wenige Minuten gewesen.

Groll Diese Antwort befindet sich nach wie vor in der Überzahl: siebenzig Prozent.

Der Dozent Was machen Sie in einem solchen Fall?

Groll In jedem Fall vermerke ich Datum und Zeit, schieße ein Foto aus meiner Bordkamera, protokolliere die Antworten und entscheide den Gasrevolver, den ich in einem Schutzhalter unter meiner Jacke tragen.

Der Dozent Würden Sie denn schon angegriffen?

Groll Durchschnittlich einmal im Monat. Aber nur dann, wenn ich die Beherrschung verliere. Ich kann sehr ordinär werden.

Der Dozent Das ist mir bekannt. Und mir ist auch bekannt, wie schlecht Sie sich beherrschen können.

Groll Das ist mein Jähzorn. Ich bin stolz auf ihn.

Der Dozent Was machen Sie mit den gesammelten Daten?

Groll Ich schicke Sie nach New York, an den „Manhattan Wheeling Courier“. Dort existiert eine Kolumne namens „Djungle News“, in der ich regelmäßig publiziere.

Der Dozent Dann sind die rücksichtslosen Zeitgenossen für Sie –

Groll – eine Einnahmequelle. Ich habe lange gebraucht, diese Strategie zu perfektionieren. Wer rechtlich unbehaust ist –

Der Dozent Weil es kein Antidiskriminierungsgesetz gibt –

Groll – der läuft Gefahr, sich in endlosen Scharmützeln mit den Racketeers aufzureiben. Ich mußte also danach trachten, meinem Zorn –

Der Dozent – einen Sinn zu geben.

Groll Irrtum! Ihm Warenform zu verleihen. In der Epoche des freien Weltmarkts einer Sache Sinn zu verleihen, ist so, als wollten Sie ein Atom-U-Boot mit der Handkurbel starten. Was nicht zur Ware wird, existiert nicht.

Der Dozent Eine zynische Haltung!

Groll Für mich war es eine Befreiung. Die Racketeers liefern mir Stories.

Der Dozent Sie beuten sie aus.

Groll Ohne Scham. Schrankenlos. Es lebe der Weltmarkt!

Der Dozent Sie sollten in Österreich über diese Problematik berichten. Ihre Schicksalsgenossen haben ein Recht auf Ihre Solidarität.

Groll Wo steht das geschrieben?

Der Dozent Das folgt aus meiner ethisch-moralischen Grundhaltung.

Groll Dann bin ich beruhigt. Sagen Sie meinen Schicksalsgenossen und -genossinnen, sie sollen sich an den „Dialog für Österreich“ wenden. Die Leute dort haben die besten Erfah-

rungen mit der Respektierung ethisch-moralischer Grundhaltungen. Mich aber lassen Sie aus dem Spiel, ich muß arbeiten.

Der Dozent Es ist Ihre Aufgabe, für eine Verbesserung der Situation zu kämpfen, und zwar in der Öffentlichkeit.

Groll Das wäre die New-Labour-Variante. Eine Sache so belassen, wie sie ist, sie aber durch Wortgeklingel und Moralgesäusel zu behübschen. Wenn der Bankrott dann offensichtlich ist, wendet man sich einem anderen Mißstand zu und lügt dort das Blaue vom Himmel.

Der Dozent Wie, glauben Sie, könnten denn die Medien über die Parkplatzfrage berichten?

Groll Gar nicht. Wo finden Sie einen Journalisten, der Zeit und Interesse hat, diese Frage zu recherchieren? Wo in der österreichischen Zeitungslandschaft finden Sie ein Blatt, das bereit ist, dieser Sache beharrliche Aufmerksamkeit zu widmen? Wo finden Sie einen Zeitungsherausgeber, der keine Angst davor hat, die BMW-Fahrer zu vergraulen? Wo finden Sie einen Zeitungseigentümer, der – um die Inse-

rate des Einkaufszentrums bangend – davor zurückschreckt, die wahrhaft Schuldigen, die Betreiber des Einkaufszentrums, anzuprangern?

Der Dozent Das habe ich nicht bedacht. Die Situation scheint tatsächlich schwierig. Aus einem kleinen Parkplatzproblem –

Groll – wird ein globaler Konflikt. Alles, was ich tun kann, ist, die Sache in einer ehrbaren und wenig gelesenen Minderheitenzeitschrift zu publizieren.

Der Dozent Tun Sie das auch?

Groll – wird ein globaler Konflikt. Alles, was ich tun kann, ist, die Sache in einer ehrbaren und wenig gelesenen Minderheitenzeitschrift zu publizieren.

Der Dozent Tun Sie das auch?

Erwin Riess liest

Der in Wien lebende Schriftsteller, Publizist und STIMME-Mitarbeiter Erwin Riess, Autor von Essays, Theaterstücken und Erzählungen, veröffentlichte im vergangenen März seinen Roman *Giordanos Auftrag* (Elefanten Press: Berlin 1999, öS 285,-). In dieser Geschichte einer verhängnisvollen Reise begegnen die unseren LeserInnen wohlbekannten Protagonisten Groll und „der Dozent“ menschenverachtenden Dimensionen der Marktwirtschaft ebenso wie der traurigen Schönheit der Donau (eine Besprechung des Romans werden wir in der nächsten STIMME veröffentlichen).

Im Rahmen seiner ausgedehnten Lesungsreihe wird der Autor in den nächsten Wochen an folgenden Orten Kostproben aus seinem Roman geben:

Groll Freilich. Diejenigen, die wissen, wie der Hase läuft, erfahren es von mir zum neunund-siebzigsten Mal. Auf diese Weise erlangt man einen gewissen Ruf.

Der Dozent Von Hartnäckigkeit und Konsequenz!

Groll Von Sturheit und schütterer Intelligenz. Nur schlichte Gemüter kämpfen jahrzehntelang mit denselben Mitteln gegen denselben übermächtigen Feind. Diese Gefahr nach fünfzehn Jahren endlich erkennend, habe ich die Kampfform geändert: Ich kämpfe nicht mehr. Ich berichte vom Kampf. Und ich verkaufe die Berichte darüber ans Ausland, als Kriegsberichterstatte einer neuen Zeit. Auf diese Weise beruhige ich meine Nerven, lindere meine –

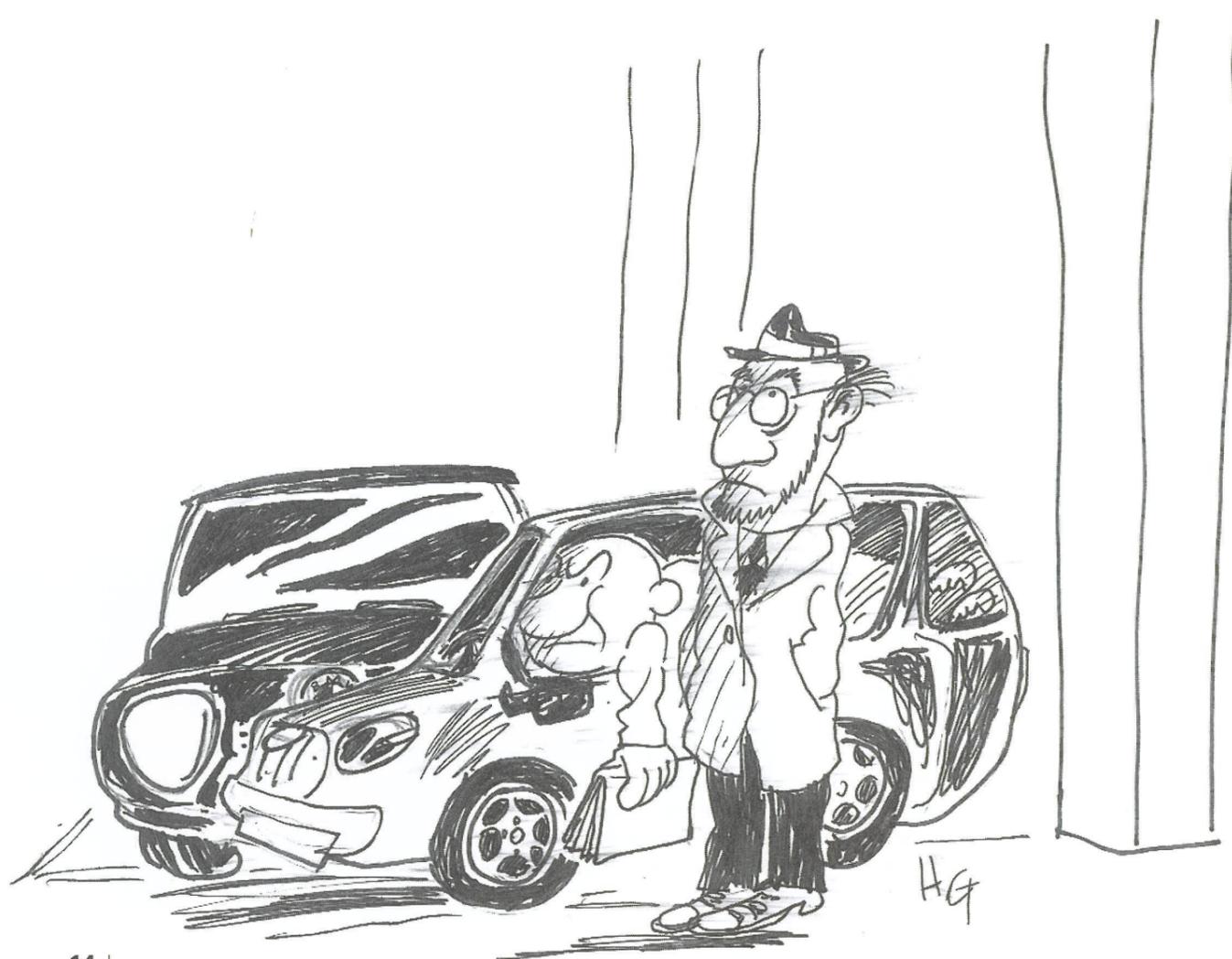
Der Dozent – Wissensbissel!

Groll – Finanzmisere und schöpfe schließlich noch ein Quentchen Spaß aus der Sache.

Der Dozent Aber die breite Öffentlichkeit –

Groll Die breite Öffentlichkeit schiebt Menschen aus dem Lift, die sich dann in Tiefgaragen verlaufen.

Ein untersetzter Mann mit Halbglätze nähert sich zornig schnaufend dem BMW. Aus dem Radio erklingt der nächste Satz der Symphonie – „Gewitter“. Der Mann beschimpft Groll auf das gröblichste. Der antwortet mit einem seltenen und außerordentlich obszönen Fluch, hebt die Kamera vors Auge und drückt ab. Daraufhin schließt er das Fenster und startet den Motor. Der BMW-Fahrer geht mit feuerrotem Kopf auf Grolls Wagen zu. Der Dozent eilt ihm mit zur Abwehr erhobenen Händen entgegen.



Nicht genügend

NGO-Zusatzbericht zur UN-Rassendiskriminierungskonvention
Obwohl Österreich gesetzlich dazu verpflichtet ist, alle zwei Jahre einen umfangreichen Bericht über die Umsetzung der internationalen Rassendiskriminierungskonvention der UN-Rassendiskriminierungskommission vorzulegen, ist die Republik seit 1992 säumig. Heuer wurde nach sieben Jahren wieder ein Bericht nach Genf geschickt.
Die Initiative Minderheiten hat zusammen mit Helping Hands, dem Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte und Nikolaus Kunrath einen Zusatzbericht erstellt, der in diesen Tagen ebenfalls in Genf übergeben wurde. Wir bringen Auszüge aus jenem Teil des Papiers, der die Volksgruppen und ethnischen Minderheiten betrifft.

Allgemeines

Im österreichischen Staatenbericht wird nicht zuletzt aufgrund der Geschichte Österreichs als Vielvölkerstaat detailliert auf die Situation der Volksgruppen – also der autochthonen Minderheiten – eingegangen. Für die Analyse der Lage der Volksgruppen werden im österreichischen Bericht insbesondere international auferlegte gesetzliche Verpflichtungen wie der Staatsvertrag von St. Germain von 1919 und der Österreichische Staatsvertrag von 1955 herangezogen. Kurz eingegangen wird auch auf das Volksgruppengesetz von 1976.

Die gesellschaftliche und politische Situation der Volksgruppen in Österreich ist heute nach den schrecklichen Bombenattentaten Mitte der 90er Jahre – bei denen vier Roma getötet und mehrere Personen verletzt wurden – gespannter denn je. Trotz Versprechungen seitens der Bundesregierung wurden seit damals keine konkreten Maßnahmen zur allgemeinen Verbesserung der Minderheitensituation gesetzt. Auch im Bericht des österreichischen Staates zur Rassendiskriminierungskonvention (RDK) sind keine angeführt.

Im Art. 2 der RDK, auf den sich Österreich in seinem Bericht bei der Ausführung über die Volksgruppensituation berufen hat, verurteilen die Vertragsstaaten „die rassistische Diskriminierung und verpflichten sich, mit allen geeigneten Mitteln und unverzüglich eine Politik der Beseitigung der rassistischen Diskriminierung in allen ihren Formen und Förderung

des Verständnisses unter allen Rassen zu verfolgen“.

Nach Art. 2(2) sollen die Vertragsstaaten besondere und konkrete Maßnahmen ergreifen, „um die angemessene Entwicklung und einen hinreichenden Schutz bestimmter rassistischer und ethnischer Gruppen oder ihnen angehörender Einzelpersonen sicherzustellen“.

Diese geforderten Maßnahmen sind als konkrete Aufforderung zur Umsetzung der völkerrechtlichen Verpflichtungen zu verstehen. Vorauszuschicken ist jedoch die bedauerliche Tatsache, daß fast alle Verbesserungen für die österreichischen Volksgruppen in den letzten Jahren auf Urteile des Verfassungsgerichtshofes zurückgehen, mit denen auf Betreiben von Volksgruppenangehörigen restriktive Gesetzesbestimmungen aufgehoben wurden, wie z. B. die Installierung einer zweisprachigen (slowenisch-deutschen) öffentlichen Volksschule in Klagenfurt.

In den nachfolgenden Punkten werden Mängel angeführt, die aufzeigen sollen, daß der Art. 2 der RDK bis jetzt nicht zufriedenstellend erfüllt worden ist.

1. Memorandum

Im Juni 1997 wurde der österreichischen Regierung von den Volksgruppenbeiräten ein Memorandum übergeben, in dem Mißstände in den Bereichen Bildung, Medien, Topographie etc. festgestellt wurden und das unter anderem die Forderung nach der Aufnahme einer Staatszielbestimmung zum Minderheitenschutz in die Verfassung enthält. Die österreichische Regierung hat diesem Memorandum bis dato keine Beachtung geschenkt.

2. Steirische Slowenen

Obwohl die Rechte der Steirischen SlowenInnen im Artikel 7 des Staatsvertrages von 1955 verankert sind, wurde bis dato kein Punkt dieser Bestimmung erfüllt. So sind diese bis heute nicht von der Steirischen Landesregierung anerkannt worden. Es gibt keinen slowenischsprachigen Schulunterricht, keine zweisprachigen Ortstafeln und keine slowenischen Medien in der Steiermark. Außerdem haben die Steirischen SlowenInnen auch keinen eigenen Vertreter im slowenischen Volksgruppenbeirat. Im Bericht der österreichischen Regierung an die UNO wird diese Tatsache mit keinem Wort erwähnt.

3. Minderheitenschulwesen

Öffentliche Schulen in Minderheitensprachen gibt es in Österreich nur für die SlowenInnen in Kärnten und für die KroatInnen und UngarInnen im Burgenland. Gesetzliche Grundlage für das Schulwesen sind der Art. 7 des Staatsvertrages und die Minderheitenschulgesetze für Kärnten und das Burgenland. Tschechisch und Slowa-

kisch werden nur in Privatschulen angeboten; Romanes, die Sprache der Roma, wird an keiner österreichischen Schule unterrichtet.

Dem 1984 von der deutschnationalen Organisation „Kärntner Heimatdienst“ zusammen mit der FPÖ gestarteten Volksbegehren gegen die zweisprachigen Schulen Südkärntens haben in der Folge die Parteien im österreichischen Parlament zugestimmt. Dieses Modell führt ab einer bestimmten SchülerInnenanzahl zu einer Trennung deutsch- und slowenischsprachiger SchülerInnen und wird derzeit in Kärnten angewendet.

4. Zweisprachige topographische Aufschriften

Erst 1972 erreichten die slowenischen Organisationen die Durchführung der Bestimmung des Art. 7 des Staatsvertrages über die Aufstellung von zweisprachigen Ortstafeln durch das Ortstafelgesetz in Kärnten. Doch die in 205 Orten aufgestellten zweisprachigen Ortstafeln wurden zum Teil im sog. „Ortstafelsturm“ von deutschnationalen Randalierern zerstört. 1976 wurde das Volksgruppengesetz erlassen, das unter anderem den Anwendungsbereich von zweisprachigen Ortstafeln auf jene Gemeinden einschränkt, in denen Volksgruppenangehörige mindestens 25 % der Bevölkerung stellen. Dadurch wird ein wesentlicher Teil des Siedlungsgebietes der Volksgruppe von der Zweisprachigkeit ausgeschlossen. Die Volksgruppenorganisationen kritisieren dieses Gesetz seit der Einführung.

Keinerlei zweisprachige Ortstafeln existieren – obwohl sie ebenfalls im Art. 7 festgehalten werden – für die KroatInnen im Burgenland und für die SlowenInnen in der Steiermark. Die Erfüllung dieses Punktes harrt seit nunmehr 40 Jahren der Durchführung durch die österreichischen Behörden.

5. Medien

Für die Kärntner SlowenInnen und die Burgenländischen KroatInnen sendet die öffentlich-rechtliche Anstalt ORF täglich eine einstündige regionale Radiosendung und eine halbstündige Fernsehsendung wöchentlich. Doch sind diese Sendungen aufgrund des geringen Zeitumfangs nicht in der Lage, eine moderne und adäquate mediale Versorgung zu liefern. Es gibt keine expliziten gesetzlichen Regelungen für ethnische Minderheiten im Rundfunkgesetz und im Programmauftrag des ORF, die jedoch notwendig wären, um den Minderheiten mehr Mitspracherecht bei der Programmplanung zu gewährleisten. Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern ist kein/e Volksgruppenangehörige/r in der Hörer- und Sehervertretung des ORF vertreten.

Österreich verfügt über ein großzügiges Presseförderungssystem. Von der „Allgemeinen und Besonderen Presseförderung“ werden nur Tageszeitungen gefördert. Da aber die Minderheiten über keine Tageszeitung verfügen, können diese nicht von den Förderungen profitieren.

Seit 1998 senden zudem Privatradios in slowenischer und kroatischer Sprache. Aber auch bei der Ausarbeitung des Privatradiogesetzes ist die besondere Situation von Minderheiten nicht berücksichtigt worden.

Das bedeutet, daß Österreich wenig aktiv tut, um den Minderheiten das Recht auf „Presse in eigenen Sprachen“, wie es im Art. 7 des Österreichischen Staatsvertrages heißt, zu ermöglichen.

6. Amtssprache

Gesetzliche Regelungen existieren nur für die KroatInnen im Burgenland und für die SlowenInnen in Kärnten. Problematisch ist der Umstand, daß es keine wirkliche Zweisprachigkeit vor den Behörden gibt, da keine zweisprachigen Formulare und Dokumente in den Ämtern vorliegen. Zweisprachigkeit wird nach Auffassung des Gesetzgebers als „erfüllt“ betrachtet, da den Volksgruppenangehörigen eine Hilfsübersetzung angeboten wird. Die Zweisprachigkeit beschränkt sich also lediglich darauf, daß eine zusätzliche Übersetzung in die jeweilige Volksgruppensprache beantragt werden kann.

Zusammenstellung: Cornelia Kogoj

Netzwerk gegen Rassismus in Gründung

von Andreas Görg

Wenn die verschiedenen antirassistischen Gruppen zusammentreffen, ist das in Österreich schon ein ungewöhnliches Ereignis. Da sind MigrantInnen aus verschiedensten Teilen der Welt, VertreterInnen der zweiten Generation, der autochthonen Minderheiten und AntirassistInnen aus der Mehrheitsbevölkerung. Da kommen Leute aus Bildung, Beratung, Kunst, Kultur, Medien, Wissenschaft und Politik. Gemeinsam ist allen das Bewußtsein, daß der Antirassismus in Österreich bisher auf sehr schwachen Beinen steht. Dies ist nicht zuletzt seiner Zersplitterung in verschiedene kleine Initiativen und Projekte geschuldet, die zwar alle für sich ganz gut funktionieren, aber auf der politischen Ebene nichts weiterbringen.

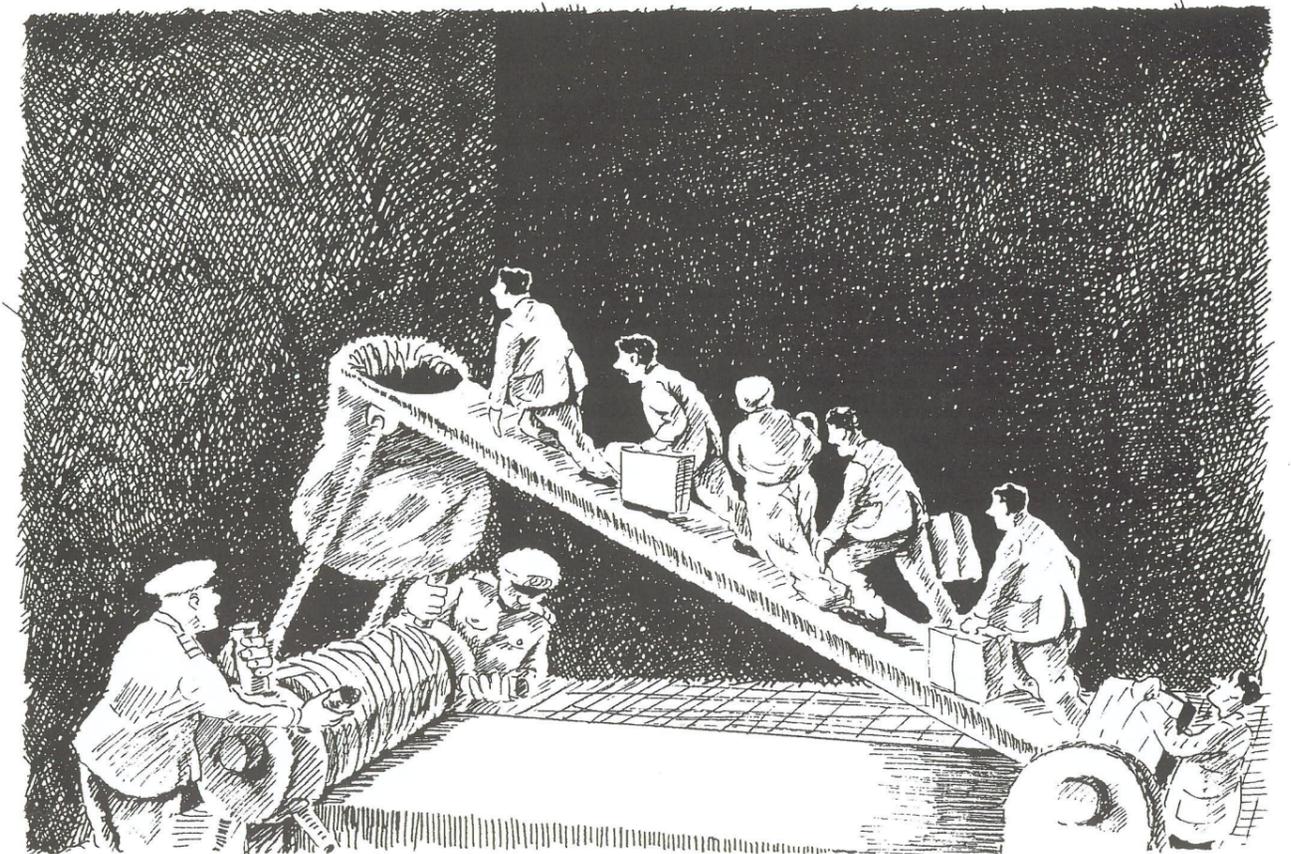
Um aus dieser unbefriedigenden Situation auszubrechen, wollen wir uns in einem ersten Schritt in Form eines Netzwerks zusammenschließen. „Wir“ sind bisher ca. 30 Organisationen und noch mehr Einzelpersonen in ganz Österreich. Das Spektrum reicht von Volkshilfe und *iustitia et pax* über die *Initiative Minderheiten* und *SOS Mitmensch* bis zu den *Bunten* und der *Association for Human*

Rights and Democracy in Africa. Bis zur konstituierenden Sitzung des Netzwerks im Frühjahr 2000 in Graz ist viel zu tun. Insbesondere gilt es, im Vorfeld abzuklären, was wir überhaupt gemeinsam wollen. Daher haben wir vorerst Regionalkreise auf Bundesländerebene geschaffen.

Aus einem ersten Brainstorming haben sich u. a. folgende Interessenschwerpunkte herauskristallisiert, die wir bei einem Klausurtag am 8. Mai eingehender diskutieren wollen: Wie kommen wir zu Ressourcen und Förderungen? Welche gemeinsamen Aktionen bzw. gegenseitigen Unterstützungen sind denkbar? Welche organisationsübergreifenden Arbeitskreise machen Sinn? Wollen wir interne Weiterbildung, z. B. Antirassismusworkshops? Wollen wir gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit und Lobbying? Wie können wir unsere Aktionsgeschwindigkeit erhöhen? Wie können Quotenregelungen und *equality targets* für Mitgliedsorganisationen gestaltet werden? Wie erreichen wir „unübliche“ Zielgruppen (etwa unorganisierte Jugendliche)? Dazu kommt noch das strategische Interesse an der Anbindung an die antirassistischen Initiativen in Europa.

Politisch Interessierte sind herzlich eingeladen, sich näher zu informieren; u. a. bei der Initiative Minderheiten, Tel: (01) 586 12 49-18 e-mail: initiative.minderheiten@blackbox.at

Andreas Görg ist Jurist und arbeitet in einem Forschungsprojekt zum Thema „Strategische Potentiale gegen Fremdenfeindlichkeit“.



Die Fremdenschleuder

Wem wird das Zuhause sein abgesprochen?

Eine Reportage über das „Lese-Buch“ des in Tirol lebenden Erziehungswissenschaftlers Peter Stöger von Beate Eder-Jordan

In diesem Buch¹ geht es um Tiroler, die in die Fremde ziehen, und um Fremde, die nach Tirol kommen. Es geht vor allem auch um Menschen, die daheim fremd sind. Es geht um Fremdsein in der Fremde und um Fremdsein zu Hause. Peter Stöger versteht sein Buch als „Lese-Buch“. Nicht die Themen sind neu, neu ist der Ansatz, der Blickwinkel, die Bündelung aller Geschichten hin zu den Themen Fremdsein und Fremdbestimmung. Der Autor möchte es seinen Leserinnen und Lesern ermöglichen, Landesgeschichte und Lebensgeschichten „Partitur zu lesen“ und will anregen, bei Eltern oder Großeltern nachzufragen: Wie war das damals?

Katakombenschulen und Option

Man verspürt Lust, das ganze Buch nachzuzählen, das ist wohl ein gutes Zeichen, besonders für ein wissenschaftliches Buch. Neben Fachwissen und eingehenden Recherchen stecken darin viel Engagement und Menschlichkeit. Pädagogik und Geschichte sind dem Autor gleichermaßen ein Anliegen. In den Vorbemerkungen schreibt Stöger: „Die Befassung mit Geschichte, als Bewegung hin zu einem besseren Verständnis dessen, was die soziale, religiöse, wirtschaftliche, politische ... ‚Umgebung‘ einmal ausmachte und wie dies auf das Heute ausstrahlt, hat in ihrem Kern auch etwas Pädagogisches an sich. Allein deshalb, weil die



Vermittlung von Kenntnis und Ein-Sicht bewußtseinsschärfend (im ureigensten Sinne ‚bildend‘) wirkt.“ (S. 13)

Was sind die Themen? Stöger berichtet von den „Katakombenschulen“ in Südtirol. In Weinkellern, Bauernstuben und in Almhütten wurde heimlich Deutsch unterrichtet. Er schreibt über die „Option“. 1939 mußten sich die deutschsprachigen Südtiroler zwischen „dableiben“ oder „auswandern“ entscheiden. Der Riß zwischen Optanten und Dableibern entzweite die Menschen. Erzählt wird von Tiroler Kolonisten in Rumänien und Lateinamerika; die wirtschaftliche Not trieb sie aus dem Land, es waren „Wirtschaftsflüchtlinge“ aus Tirol. Die Wiedertäufergemeinschaft der Hutterischen Brüder und die Protestanten aus dem Zillertal und dem Defereggeng wurden aus religiösen Gründen vertrieben. Peter Stöger berichtet von „Hexen“, Jenischen, von Sinti und Roma, von den Juden in Tirol, von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, von Widerstandskämpfern, vom Mord an behinderten Menschen während der NS-Zeit und vielen anderen. Was hat es für einen Sinn, über das Grauen zu berichten? Stöger zitiert Hartmann Hinterhuber, der in seinem Buch *Ermordet und vergessen* das Schicksal psychisch Kranker und Behinderter in Nord- und Südtirol während der Nazi-Herrschaft aufarbeitet. „Die Darstellung des Grauens dieser Zeit gewinnt nur dann einen tieferen Sinn, wenn gleichzeitig Weichen für eine bessere Zukunft gestellt werden können, die ein Mehr an Frieden, Versöhnung und Toleranz, insbesondere ein Mehr an Menschlichkeit beinhaltet“ (zit. nach Stöger, S. 360). Sowohl Hinterhuber als auch Stöger verweisen auf Richard von Weizsäcker's Worte: „Nicht die Erinnerung, sondern das Vergessen ist und bleibt die wahre Gefahr“ (zit. nach Stöger, S. 360).

Schwabenkinder und Anderle von Rinn

Peter Stöger erzählt auch von den „Schwabenkindern“, den Kosaken in Osttirol und dem Anderle von Rinn. Das Schicksal von Kindern interessiert den Autor besonders. Sehr deutlich wird das im Kapitel „Schwabenkinder“. So hießen jene acht- bis fünfzehnjährigen Kinder aus dem Tiroler Oberland, die jährlich im März ins württembergische Oberschwaben zogen, um dort bei Bauern als Hüterkinder und im Haushalt zu arbeiten. Diese Kinderarbeit ist vom 17. bis ins 20. Jahrhundert belegt. Gründe für die Kinderarbeit waren die große Armut im Oberland aufgrund von „Überbevölkerung“ und der Zerstückelung der Höfe. Um 1800 waren es etwa 3000 Kinder, die in Begleitung von einem Erwachsenen in kleinen Gruppen die lange Reise antraten, schreibt Stöger. 1915 wurde diese Form der Kinderarbeit verboten, aber auch noch nach dem 1. Weltkrieg zogen Schwabenkinder in die Fremde.

Eines der Kernstücke des Buches ist die Geschichte einer Ritualmordlegende (siehe auch: STIMME 28, S. 20 ff). Mitte des 15. Jahrhunderts sollen der Sage nach jüdische Kaufleute in Rinn, einem Dorf im Mittelgebirge in der Nähe von Innsbruck, das kleine Anderle ermordet haben. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde in Judenstein bei Rinn eine Kirche zur Verehrung des Anderle errichtet.

Peter Stöger im Gespräch: „Ich war als Kind wie die allermeisten Innsbrucker Kinder oft in Rinn, also in Judenstein. Das war der klassische Ausflugsort. Da war also noch der alte Stein, und da hat man gesehen, diese jüdischen Kaufleute, die ein Kind metzger. Und im nachhinein kommt mir das vor wie die Grottenbahn im Prater. Es ist so ein Gruselkabinett gewesen, zumal in der Nähe noch die sogenannte Teufelsmühle war, sodaß Teufelsmühle und Metzgerei ungefähr auf der gleichen Ebene waren. (...) Und die Juden als der absolute Gegenpunkt zu dem, was heimelig ist. Man ist zuerst bei der Teufelsmühle vorbeigekommen und dann nach Judenstein gekommen, sodaß das Unheimelige, das Unheimische vorbereitet war durch so einen obskuren Ort. Es war für viele Innsbrucker Kinder die erste Information über Juden.“

Ritualmordlegenden verstärkten den Antisemitismus. Heinrich Himmler ließ ein Buch mit dem Titel „Die jüdischen Ritualmorde“ an die Einsatzkommandos verteilen. Tödliche Bilder. Vorurteile, die zum Mord führen. Es wurden Exkursionen für SS-Wachmannschaften des KZ Dachau „zu Schulungszwecken“ nach Judenstein organisiert, schreibt die Israelitische Kultusgemeinde (vgl. Stöger, S. 261). Sie verweist auf den Zusammenhang zwischen Ritualmordlegenden und „dem Mord an mehr als einer Million jüdischer Kinder“ (S. 260). 1985 wurde der Anderl-Kult von Bischof Reinhold Stecher verboten, die Verehrung setzte sich aber auch in den 90er Jahren fort. Die meisten Teilnehmer der Wallfahrten sind heute, wie Stöger schreibt, Nicht-Tiroler, es sind Anhänger des verstorbenen Traditionalisten-Erzbischofs Lefebvre (S. 252).

Altbischof Reinhold Stecher ist einer der bewußten Paten des hier besprochenen Buches. Er war in den 60er Jahren Stögers Lehrer in der Lehrerbildungsanstalt. In dieser Zeit wurde der Jüdische Friedhof in Innsbruck verwüstet. „Ich kann mich erinnern, er war damals ein junger Lehrer, wie fassungslos entsetzt er



war, und etwas von dieser Fassungslosigkeit hat er uns – wir waren damals so 18 Jahre alt – tatsächlich vermitteln können. Und als er dann später Bischof von Innsbruck geworden ist, hat es mich nicht mehr überrascht, mit welcher Konsequenz er die Sache mit dem Anderl von Rinn verfolgt hat.“

Kosaken in Osttirol

Die Kosaken in Lienz. Ein kleines Unterkapitel. Ein schockierendes Unterkapitel. Zur Tiroler Geschichte zählt alles, was Tiroler und Nicht-Tiroler auf Tiroler Boden erleiden mußten. Anfang Mai 1945 kamen 100.000 Kosaken ins Drautal (Kärnten und Osttirol), unter ihnen rund 40.000 Flüchtlinge, Frauen und Kinder. Sie hatten mit der deutschen Wehrmacht kollaboriert und gegen Stalin und den Kommunismus gekämpft. Nach dem Fall von Stalingrad kamen sie über die Krim, Bulgarien und Rumänien nach Jugoslawien, um dort die Partisanen zu bekämpfen. Viele führten ihre Familien mit. Als die Alliierten näherrückten, wichen die Kosaken über Norditalien nach Österreich aus.

Die Engländer hatten vor, sie, entgegen dem Abkommen von Jalta, an Stalin auszuliefern. Dieser Plan wurde vor den Kosaken geheimgehalten. Unter falschen Versprechungen, etwa einer möglichen Ansiedlung in Kanada, nahm man ihnen die Waffen ab.

Am 1. Juni 1945 umstellte britisches Militär das Lager der Kosaken in Osttirol. Die kosakischen Offiziere hatte man bereits mittels einer List abtransportiert. Die Kosaken weigerten sich, freiwillig in die Viehwaggons einzusteigen. Sie beteuerten, daß das Jaltaabkommen für sie nicht gelte. Es wurde in die Menge geschossen. „Hundert und Aberhunderte haben Selbstmord begangen, an der Drau und am Tristachersee. (...) Rund dreitausend Kosaken, viele Alte, Frauen und Kinder, waren erschlagen, zertreten, von Panzern zermalmt. Über dem Drautal war Tod. Die Schreie waren noch in den Bergbauernhöfen über dem Tal zu hören.“ (S. 80).

Vom Mord an den Kosaken weiß kaum jemand. Stöger im Gespräch: „Ich habe durch einige Jahre hindurch systematisch Studenten, angehende Lehrer oder auch schon im Beruf Stehende gefragt, ob sie etwas über die Kosaken oder über die Auswanderung von Protestanten aus Tirol gehört haben. Und da habe ich leider Gottes in Erfahrung bringen müssen, daß man schon (etwas) gehört hat, aber das ist nie über Fußnoten hinausgegangen. Nie oder kaum.“

Ratio, Gefühl und Kindheit

Was beeindruckt an diesem Buch? Der Autor lebt und leidet mit den Menschen aus seinen Geschichten mit. Er begleitet sie auf ihren Reisen, er fühlt mit ihnen mit in den Gefängnis-



sen, in den Heimen und in den Konzentrationslagern. Beinahe hat man das Gefühl, als kenne er die Protagonisten seiner Geschichten persönlich. „Die Ratio und das Fühlen sollen in der Wissenschaft Partner sein oder Partner werden“, schreibt Stöger in den Vorbemerkungen mit dem Titel „Wo ist Heimat?“ Dieses ausgewogene Verhältnis in allen Teilen des Buches trägt dazu bei, daß das Buch fesselt und berührt. Ein anderer Aspekt, der betroffen macht, ist der, daß sich das Grauen auch ganz in meiner Nähe abspielte. Und vielleicht ist es möglich, mehr Verständnis für „Migranten“ aufzubringen, wenn man sich die eigene Geschichte vergegenwärtigt und sieht, daß es nicht lange her ist, daß sich Tiroler als Wirtschaftsflüchtlinge in anderen Ländern eine neue Existenz aufbauen mußten.

Peter Stöger ist mit vielen Menschen in Kontakt getreten, um sein Buch schreiben zu können. Daß ihm auch die Arbeiten seiner Studentinnen und Studenten von Bedeutung sind, wird an vielen Stellen des Buches durch Zitate und Literaturhinweise spürbar.

Kritik, aber auch Solidarität sind Peter Stöger wichtig in der Auseinandersetzung mit Heimat. Als „Sehnsucht nach einem Zuhause“ und als „emotionalen Wert“ sieht Stöger Heimat positiv, er fordert aber eine nüchterne und wache Haltung, um Warnzeichen erkennen zu können. Das Zuhause sein wurde vielen Menschen in Tirol abgesprochen.

Einen wesentlichen Zusammenhang ortet Stöger zwischen Wissenschaft und Kindheit und reflektiert damit auch seine eigene Situation als Wissenschaftler. Im Gespräch betont er, daß es „ein altes, sehr verstecktes, uneingestandenes Verhältnis gibt zwischen Kindheit und Wissenschaft. Und ich möchte mich fragen, ob im Grunde genommen nicht jeder Wissenschaftler, indem er sich wissenschaftlich betätigt, sich

auf die Suche begibt nach seiner eigenen Kindheit“

Im Gespräch erzählt Peter Stöger, der als Tiroler Kind in Vorarlberg aufwuchs, von sich: „Ich bin von Beruf Lehrer, war Volksschullehrer, Hauptschullehrer, hab' dann studiert, hab' mich auch habilitiert an der Innsbrucker Uni, schwerpunktmäßig mit Fragen der pädagogischen Anthropologie.“ Stögers Frau stammt aus Mexiko. Sein Interesse an der Heimat wuchs jedoch erst mit der Zeit. „Eines Tages, ich war schon öfter in Mexiko, habe schon öfter den Popocatepetl gesehen, bin ich dann draufgekommen, daß es in Innsbruck den Patscherkofel gibt. Und das war ein sensationelles Ereignis, bewußt zu erkennen oder zu fühlen oder zu spüren, daß es so etwas wie Heimat gibt. Früher war es so, daß für mich die Fremde interessant war und nicht die Heimat.“ Peter Stöger arbeitet an der Universität Innsbruck und an der Pädagogischen Akademie der Diözese Innsbruck in Stams als Professor für Erziehungswissenschaften.

Sein Buch ist ein Tirol-Buch. Es scheint mir im Aufbau aber vorbildlich und anregend für andere Bundesländer oder Regionen. Wem wurde dort das Zuhause sein abgesprochen?

Am Schluß ein kleiner Kritikpunkt bzw. ein Hinweis. Von der Aufmachung her ist bei diesem Buch nicht zu ahnen, daß es sich um ein spannendes Lese-Buch handelt. Besonders auch für Schulbibliotheken ist dieses Buch ein Gewinn. Ich empfehle daher, sich vom streng wissenschaftlichen Erscheinungsbild nicht abschrecken zu lassen.

¹ Peter Stöger: *Eingegrenzt und Ausgegrenzt. Tirol und das Fremde. Ein pädagogisch-historisches Lesebuch zum Thema Fremde, Entfremdung und Fremdbestimmung unter besonderer Berücksichtigung der Auswanderung nach Lateinamerika und der Geschichte der jüdischen Mitbürger.* Mit einem Vorwort von Bischof Reinhold Stecher. Peter Lang: Frankfurt am Main 1998; 489 Seiten.

Beschäftigungstherapie: Sinn und Unsinn

von Gerd Valchars

Die sogenannte Beschäftigungstherapie stellt eine Form der Betreuung geistig behinderter Menschen in Wien dar. Ihre Geschichte reicht lange zurück, und der Sinn ihrer bestimmten Formen ist ebenso umstritten wie das Wort selbst.

Unter Beschäftigungstherapie versteht man gemeinhin die Vormittagsbetreuung geistig behinderter Menschen. In Wien leben heute die meisten geistig behinderten Menschen in Wohngemeinschaften oder in geschützten Wohnplätzen mit ambulanter Betreuung; die Vormittage verbringen sie aber meistens in Werkstätten. Die Ansprüche, die an die Beschäftigungstherapie gestellt werden, sind sehr umfassend; ob sie diesen jedoch auch gerecht werden, ist mehr als ungewiß.

Eine Aufgabe der Beschäftigungstherapie soll es sein, den Menschen eine klare Strukturierung ihres Tages zu bieten. Eine klare Tagesstruktur ist für geistig behinderte Menschen sehr wichtig, da sie sich am regelmäßigen, gleichbleibenden Tagesablauf orientieren. Der Tagesablauf bildet einen wichtigen Bezugsrahmen, der Sicherheit verschafft. Durch die Beschäftigungstherapie in Werkstätten wird der Tag klar in zwei Teile geteilt: vormittags Arbeit in der Werkstatt, nachmittags ab ungefähr 15 Uhr Freizeit und Hausarbeit in der

Wohngemeinschaft. Beide Tagesabschnitte sind klar voneinander getrennt.

Der zweite wichtige Anspruch an die Beschäftigungstherapie ist es, geistig behinderten Menschen eine Beschäftigung anzubieten und sie dabei zu fördern und in ihrer Eigenständigkeit und ihrem Selbstwertgefühl zu stärken.

Industriearbeit als Beschäftigung

Welche Formen der Beschäftigungstherapie gibt es aber nun eigentlich?

Dazu muß zuerst auf die Behindertenbetreuung in Wien allgemein eingegangen werden. Heute werden die meisten geistig behinderten Menschen in Wien von privaten Vereinen betreut, die sowohl Wohn- als auch Arbeitsplätze anbieten. Doch dieses System der integrierten Betreuung wird erst seit den 80er Jahren verfolgt. Erst durch einen Gemeinderatsbeschuß 1984 wurde die Wiener Psychiatriereform eingeleitet, die von der „Verwahrung“ in Großheimen und Psychiatrien wie Baumgartner Höhe und Gugging unter zum Teil katastrophalen Umständen abging und mit der Ausgliederung in kleine gemeinwesenintegrierte Wohnformen begann. Private gemeinnützige Vereine, die in Form von Tagsätzen durch die MA 12 finanziert werden, wurden gegründet und fingen an, Wohngemeinschaften und geschützte Wohnplätze einzurichten.

Der Beginn der Beschäftigungstherapie reicht in die Zeit vor der Psychiatriereform zurück. Man meinte, die in wenigen Einrichtungen konzentrierten behinderten Menschen – alleine am Psychiatrischen Krankenhaus Baumgartner Höhe lebten ungefähr 400 geistig Behinderte – beschäftigen zu müssen. Um

den enormen Bedarf an „Beschäftigung“ decken zu können, wurden Großwerkstätten in der Nähe der Wohnplätze eingerichtet, in denen Industriearbeit verrichtet wurde. Unter Industriearbeit versteht man einfachste monotone Tätigkeiten wie das Zusammenstecken oder das Einsortieren von diversen Gegenständen, die in Akkordarbeit für verschiedene Betriebe geleistet werden.

Auch heute noch verbringen viele geistig behinderte Menschen ihre Vormittage in solchen Werkstätten. So sind an die hundert KlientInnen in einer Werkstatt von „Jugend am Werk“, die sich auf der Baumgartner Höhe befindet, damit beschäftigt, Bauteile für Transformatoren zusammensetzen, Kuverts zu kleben, Kugelschreiber zusammenschrauben oder Kartons in Plastikfolien zu stecken. Diese Tätigkeiten werden in der Regel über mehrere Monate, manchmal auch über Jahre hinweg durchgeführt. Und dabei haben die Personen meistens keinerlei Ahnung, wozu die Kunststoffteile, die sie in ihrem Leben wohl schon zu Tausenden zusammengesetzt haben, dienen sollen. Und wenn ein Stoß abgearbeitet ist und endlich das letzte Teil zusammengesteckt wurde, wird der nächste Karton ausgeleert, und erneut häufen sich die Teile auf den Tischen – ein Erfolg, ein Fortschritt oder gar ein Ende der Arbeit ist nicht in Sicht.

Alternative Projekte

Daß diese Tätigkeiten als nicht sehr sinnvoll angesehen werden können, ist weitgehend unumstritten, und unter dem Eindruck solcher Werkstätten ist auch die Kritik vieler an dem Wort „Beschäftigungstherapie“ verständlich. Denn Therapie im eigentlichen Sinn des Wortes

findet in diesen Werkstätten bestimmt nicht statt. Daß es aber auch anders geht und die Alternative von „nichts tun“ nicht unbedingt „sinnloses Tun“ heißen muß, zeigen viele Projekte, die nach der Psychiatriereform von den privaten Trägervereinen initiiert wurden. Eine Reihe von kleinen Werkstätten, die handwerkliche Tätigkeiten wie Maler-, Tischler- oder Schlosserarbeiten verrichten, bieten Alternativen zur Industriearbeit.

Zwei meines Erachtens besonders gelungene Projekte der alternativen Beschäftigungstherapie stellen die Gärtnerei und die „Alm“ des GIN (Verein für Gemeinwesenintegration und Normalisierung) dar.

In der Gärtnerei, die sich im 22. Bezirk befindet, sind sieben behinderte Menschen und drei BetreuerInnen damit beschäftigt, Gemüse, Obst und Gartenkräuter biologisch anzubauen und die WGs des Vereins sowie zwei Bauernmärkte zu beliefern.

Die Alm befindet sich am Fuße des Leopoldsberges über dem Kahlenbergdorf am Rande von Wien und ähnelt einem kleinen Bauernhof. Neben der Tierhaltung – auf der Alm werden Esel, Hühner und Schafe versorgt – ist die wichtigste Aufgabe die Pflege des Obst- und Weingartens. Alle Arbeiten, vom Schnitt im Winter bis zur Ernte im Herbst werden von den neun KlientInnen und drei BetreuerInnen gemeinsam erledigt. Die Lese, mit Pressen, Pasteurisieren und Abfüllen des Traubensaftes, ist der Höhepunkt im Arbeits-



Das „Radio Stimme“-Team

nicht um professionelle RadiojournalistInnen handelt, ist die Devise „Learning by doing“. Das schließt zwar hin und wieder kleine Pannen nicht aus, führt aber letztendlich zu interessanten und innovativen Radiosendungen.

Wir freuen uns über Rückmeldungen, Anregungen, Hinweise usw. unserer HörerInnen:

Radio Stimme
Initiative Minderheiten
Gumpendorferstr. 15/13
1060 Wien
Tel.: (01) 586 12 49-12
Fax: (01) 586 82 17
e-mail: initiative.minderheiten@blackbox.at
Sonja Zettinig

Radio Stimme Programmübersicht:
27. April: Integration in der Schule
11. Mai: Transgender
25. Mai: Die jüdische Gemeinde in Wien

Foto: Mehmet Emir

Mirko Nalis ist seit 1984 pädagogischer Direktor des Förderpflegeheims auf der Baumgartner Höhe und seit 1992 Obmann des Vereins GIN (Verein für Gemeinwesenintegration und Normalisierung).

Warum gibt es immer noch zahlreiche Werkstätten mit Industriearbeit?

Ich denke, gerade „Jugend am Werk“ ist eine große Einrichtung mit einer sehr langen Tradition und Mitarbeitern, die zum Teil schon viele Jahrzehnte in der Behindertenbetreuung tätig sind, und solche Traditionen sind leider sehr schwer zu verändern. Man darf auch nicht vergessen – und das ist keine Spezialität von Jugend am Werk –, daß es in den 50er und 60er Jahren, als diese Mitarbeiter begonnen haben, keine spezifische Ausbildung für die Behindertenarbeit gegeben hat. Das waren Leute mit einem sozialen Engagement, die aus ihren Berufen ausgestiegen sind und gesagt haben: Ich mach' was mit Behinderten. Da mußte das Wissen, wie man mit behinderten Menschen arbeitet, einfach fehlen, das kann man ihnen nicht vorwerfen. Da hat es ein junger Träger wie

jahr der Alm und läßt erkennen, daß die schwere Arbeit nicht vergeblich war. Im Winter oder bei schlechtem Wetter produzieren die KlientInnen auf der Alm Kerzen. Die fertigen Produkte dienen zur Eigenversorgung und werden ab Hof verkauft.

Dieses alles sind Tätigkeiten, die einen Sinn erkennen lassen. Denn am Ende steht ein fertiges Produkt, das selbst benutzt oder verkauft werden kann. Zu erfahren, daß sie einen Beitrag zu einem wertvollen Produkt leisten, ist für das Selbstwertgefühl geistig behinderter Menschen, wie für das aller Menschen, sehr wichtig.

Natürlich sind gerade auf der Alm oder in der Gärtnerei die Anforderungen an die KlientInnen sehr hoch. Für viele geistig und mehrfach behinderte Menschen sind handwerkliche und landwirtschaftliche Arbeiten nicht

aber zu sagen, der ist 20 und der kann das, und was anderes wird er nie können, wäre absolut unpädagogisch und entspricht nicht den Tatsachen.

Worin liegt eigentlich der Sinn der Beschäftigungstherapie?

Wenn man von einem tiefenpsychologischen Weltbild ausgeht, das für Behinderte wie für Nichtbehinderte gilt, dann ist Arbeit ein Wert in unserer Entwicklung. Arbeit ist ein Wert an sich und wichtig für das Selbstwertgefühl. Es gibt natürlich monotone Akkordarbeiten, die genau das Gegenteil bewirken. Aber grundsätzlich ist Arbeit ein für die Entwicklung bedeutender Aspekt. Und Arbeit heißt: Ich schaffe etwas, das mich befriedigt, wo ich weiß, da hab' ich etwas geleistet. Und das hat seinen Wert – nicht unbedingt in Schilling ausgedrückt; aber einen ideellen Wert zumindest. Du schaffst etwas, was einen Wert hat. Du hast einen Anteil an einem Produkt, den du im Rahmen deiner Fähigkeiten geleistet hast, und das war dein Maximum, und das war gut. Das zu vermitteln, ist für die Entwicklung eines behinderten Menschen ganz wichtig.

GIN natürlich einfacher, weil die zu einer Zeit in die Behindertenbetreuung eingestiegen sind, da schon viele hochqualifizierte Arbeiter am Markt waren und im Ausland schon viele Erfahrungen gemacht worden waren. Da war's leichter, mit etwas Neuem zu beginnen, als eine traditionelle Entwicklung zu verändern.

Das Argument jedenfalls, daß ein geistig behinderter Mensch nichts anderes könne, als Industriearbeit zu verrichten, ist zu widerlegen.

Es ist natürlich die Frage, wie man einen bestimmten Arbeitsablauf in einzelne Schritte zerlegt. Wir haben eine Werkstatt am Schützplatz, wo schwerbehinderte und auch sehr verhaltensauffällige Leute wunderbar Möbel renovieren. Sie sind sicher keine Tischler, aber ein Behinderter kann lackieren und abschleifen, wenn man es ihm zeigt. Man kann die Arbeitsabläufe so zerlegen, daß durchaus schwer und leicht Behinderte ihren Fähigkeiten entsprechend ihren Teil zu dieser Arbeit beisteuern können. Und jeder behinderte Mensch, auch ältere, ist, wie jeder Nichtbehinderte, lernfähig. Natürlich ist das Lerntempo anders, und auch der Umfang der Lernmöglichkeiten ist anders,

durchführbar, doch existieren auch für diese Menschen Alternativen zur Industriearbeit. So gibt es beispielsweise auch basale Tagesstätten, in denen die KlientInnen verschiedenen Reizen (Massagen, Düften, Lichtern etc.) ausgesetzt werden, um in intensiveren Kontakt mit ihrer Umwelt treten zu können, und Tagesstätten, in denen mit den KlientInnen auf kreativer Ebene gearbeitet wird.

Es gilt, für jeden Menschen einen den Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechenden Arbeitsplatz zu finden.

Gerd Valchars studiert Publizistik in Wien und ist „Radio Stimme“-Mitarbeiter

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 2. März 1999, gesendet auf ORANGE 94.0.



Beschäftigungstherapie auf der „Alm“

Foto: Gerd Valchars

Istanbul, im März 1999 Meine Lieben in der Heimat,

einige STIMME-Leser waren enttäuscht, daß ich mich den brennenden Neuigkeiten in der Türkei in meinem letzten Brief aus Istanbul nicht entschieden gestellt habe. Das hat verschiedene Gründe; einer ist, daß ich zwar sozusagen nur Briefe schreibe und somit der subjektiven Darstellung nichts im Weg steht, diese Briefe aber sind als Teil der STIMME in einem journalistischen Zusammenhang und somit nicht mehr nur private Äußerung. Inzwischen haben sich die Ereignisse hier geradezu überschlagen; die Festnahme Apos, so nennt man Abdullah Öcalan hier, wurde in den türkischen Medien und von den Politikern als großer Sieg gefeiert. Er geht einem Prozeß entgegen, bei dem ihm die Todesstrafe droht. Viele seiner Anhänger hier wurden festgenommen, das zeigte man im Fernsehen. Ansonsten fühle ich mich fast wie in einem medientoten Winkel, wenn ich angerufen werde, ich möge vorsichtig sein, man höre so viel Beunruhigendes aus Istanbul. Ich merkte fast nichts davon; meine Insel oder Situation ist mir anscheinend zum Elfenbeinturm geworden. Zu tiefeschürfenden Kommentaren fehlt mir aber nun wirklich der dafür nötige tiefere Einblick, außerdem möchte ich nicht leugnen, daß ich ganz einfach Schiß habe, ein derart heißes Eisen öffentlich in die Hand zu nehmen. Ich hab mich da schon einmal in die Nessel gesetzt.

Meine laienhafte Stellungnahme zur Kurdenfrage ist stereotyp: Die Türkei hat es nicht verstanden, die türkischen Kurden die Türkei als

ihre lebenswerte Heimat erleben zu lassen. Dabei gibt es Kurden, die zu hohem Ansehen und sogar in höchste Staatsämter gelangten, aber nicht als Kurden, sondern als assimilierte Türken. Selbst mein Computer stößt sich am Wort Kurden, er zeigt es als Rechtschreibfehler an, ein amerikanisches Gerät und ein schlechter Witz außerdem in diesem Zusammenhang, pardon, aber es kennzeichnet die Lage: ein 20 Millionenvolk und irgendwie nicht existent, zwar jetzt durch Medienwellen hochgeschwappt, aber bald schon wieder im Abseits. Wenn man im Internet nach Information zum konkreten Thema sucht, verweigert der Server die Auskunft. Verstanden?

Schnitt, das heiße Eisen aus der Hand und ein paar Frühlingsboten in die von Winter und Schneemassen geplagte Heimat: Es blüht schon in rosa, gelb und weiß, Mandel, Mimose und Erik, eine Art Ringlotte, das Lieblingsobst der türkischen Kinder, wenn sie so schön grün und hart, prall und sauer sind, am besten schmecken sie, wenn man Salz darüber streut, dann im Mai. Aber auch hier gab es Wetterstürze und Stürme, einige Male führen sogar die Schiffe nicht, als ich mich mit meinen Malereien wieder in mein Atelier zurückziehen wollte. Dabei hatte ich sogar noch Glück, daß mich kein Bus mit meiner über 2 m² großen Leinwand zur Schiffsanlegestelle mitnahm; da wär' ich dann blöd hart am Wind gestanden mit meinem unpraktischen Segel auf dem Rückweg.

Von öffentlichen Verkehrsmitteln wollte ich heute berichten. Den Busfahrern, denen ich Flüche und Verwünschungen nachgeschickt hatte, weil sie mich mit einem Riesentuch nicht mitnahmen, sollte man ja sonst Blumen streuen, denn sie sind selbst im ärgsten Stau meist erstaunlich gelassen und verlässlich. Mitfahrer zeichnen sich öfters durch unauffällige Höflichkeit aus, da wird Frauen und Älteren ganz ohne große Geste einfach Platz gemacht. Ich habe ja den schönsten Schulweg der Welt, sag ich nun ganz ohne journalistische Redlichkeit: 10 km Fahrt am Ufer des Bosphorus mit all sei-

nem Wetter und seinen Bewegungen und Stimmungen, jetzt gerade bei Sonnenaufgang, das alles mit einem bequemen, niemals überfüllten Bus, Omnibus wäre falsch, denn er ist nicht für alle, weil er doppelt so teuer wie die normale Busse ist, also etwa 10 ATS kostet; das ist für viele eine schier unüberwindliche Hürde. Weil ich gerade so lobe, muß doch erwähnt sein, daß er ohne Angabe von Gründen und Vorwarnung auf einmal nicht mehr fuhr. Da litt die Qualität des Schulwegs schon etwas, aber jetzt fährt er wieder, Gott sei Dank. Nun sind wir Ausländer natürlich versucht, das alles für typisch türkisch zu erklären, wenn man nicht auch schon völlig vertückt ist: Diese Diskriminierung mag mein Computer zu Recht nicht, aber sie kennzeichnet die Situation von uns Ausländern, und mit welcher Überheblichkeit wir irgendwelche Verhältnisse beurteilen und auch schon eine Lösung oder zumindest einen Sündenbock parat haben. Es war aber eine andere Lösung, von der ich jetzt unbedingt berichten muß: Mein alter Studienkollege und Freund Christian Alton und ich wollten uns bei seinem dritten Istanbulbesuch den berühmten Friedhof von Üsküdar mit seinen interessanten, alten Grabsteinen ansehen, aber irgendwie fanden wir trotz Karte den Weg nicht und fragten einen Herrn. Der zeigte und deutete und beschrieb, bis es oder wir ihm zu dumm wurden und er uns in einen Dolmetsch, ein Sammeltaxi, setzte, für uns zahlte und uns gute Fahrt wünschte, ja, und da soll man nicht, Kruzitürken noch einmal eini, vertückt werden wollen.

Zu Ostern möchte ich nach Urfa und Maridin, in den Südosten der Türkei, fahren, dort gibt es Christen, die noch aramäisch sprechen, die Sprache Jesu; warum das so ist und wie man in der Türkei zu seinem Namen kommt, erzähl' ich das nächste Mal. Kolay gelsin!



Gerald Kurdoğlu Nitsche

Menschenbilder einer Großstadt

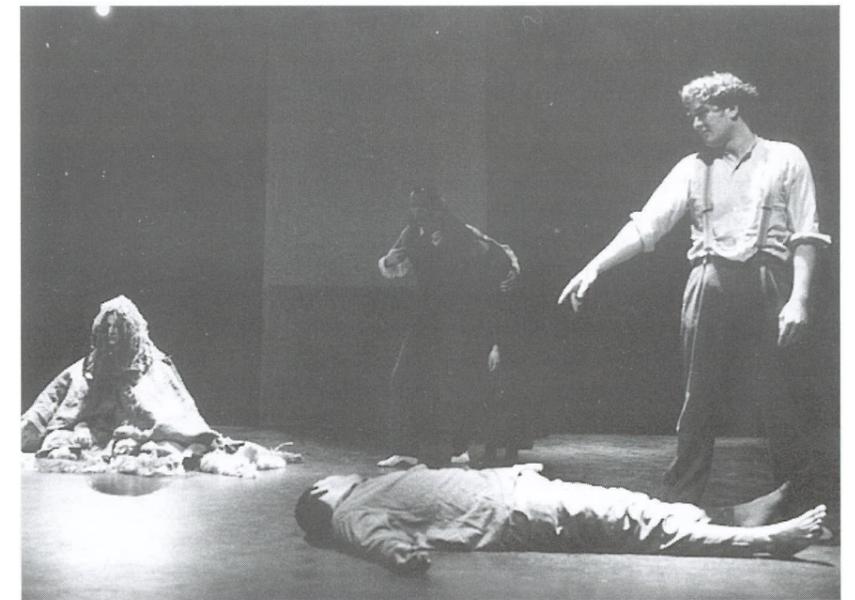
von Isabelle Riedl
Im WUK fand vom 25. bis 28. Februar 1999 eine Theaterperformance der ungewöhnlichen Art statt: Anapolis, nach der Idee und dem Konzept von Durmuş Doğan, der das Thema „Fremdsein“ auf eine metaphorische Ebene transformiert. Ein „Beobachtungstheater“ voller lebendiger Bilder und ausdrucksstarker Bewegungen, unterstützt durch die imposante Bühnentechnik von Fatih Aydoğdu (Musik) und Krischa Piplits (Licht).

Die abgehetzten Zuspätkommenden stellen mit Erleichterung fest, daß im Foyer noch gemütliche Kaffeehausatmosphäre herrscht. Die Öffnung zum heiligen Ort des Geschehens wird zunächst nur von ein paar Einzelnen bemerkt. Man betritt einen düsteren, langgestreckten Raum ohne Sitzreihen und ohne Rampe, in dem sich bereits ein paar Darsteller in Form kurioser Gestalten statuenhaft plaziert haben, die Etablierten der Stadt: zwei Mafiosi, eine ehemalige Prostituierte, ein typischer Wiener Akkordeonspieler und in deren Mitte „anapolis“, die Mutter der Stadt, die mit ihrem zotteligen Haar und staubigen Gewand wie versteinert wirkt. Unberührt warten die Darsteller, bis die tuschelnde Menge zur Ruhe gekommen ist. Die Mafiosi beginnen sich zu bewegen, ein reduziertes Bewegungsvokabular, mit dem sie ihren Reiseerlebnissen Ausdruck verleihen. Die Ex-Prostituierte fängt an, unaufhörlich zu zählen. Zu jeder Zahl hat sie eine emotionale Beziehung, die wiederum ihre Vorliebe oder Abneigung zu den jeweiligen Wiener Bezirken ausmacht – ein köstlicher Monolog, einer der wenigen Textpassagen des Stücks. Beim siebten Bezirk angelangt, betreten die Neukommenden die Bühne. Ausschnitte aus dem Leben in einer Metropole folgen, ohne Wort und Schrift, kriecht durch rhythmische Bewegungen, Gesten sowie durch Licht und Sound.

Zu den Bildern: Erschöpft kommen Fremde in der Stadt an. Orientierungslos und ängstlich

blicken sie um sich und stoßen auf die ansässigen Bewohner, die in ihrer Position verharren. Die Neuen tauchen in der Anonymität der Großstadt unter. Sie leben und agieren nebeneinander, ohne einander wahrzunehmen. Jeder flüchtet in seine eigene Welt und tut doch dasselbe wie der andere. Zu Tönen und Geräuschen aus dem Großstadtdschungel wird getanzt. Aus dem Tumult heraus wird Anapolis entkleidet, die sich als halbtoter Mann entpuppt. Ausstaffiert mit neuen Gewändern irrt sie steif und blind umher, während die anderen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Säcke mit allerlei Ingredienzen werden auf die Bühne geworfen, die bei den Städtern großes Vergnügen und Ausgelassenheit auslösen, da sie für Momente in ein anderes Leben schlüpfen können.

„Ich möchte mich auf der Bühne ausdrücken“, erklärt der aus Kemah/Ostanatolien stammende Durmuş Doğan, der in „Anapolis“ seine Erfahrungen als ewiger Weltenbummler umsetzen konnte. In surrealen Bildern, die an Erwin Piplits' Inszenierungen im Odeon-Theater erinnern, spiegelt er die städtische Atmosphäre sowie das Verhältnis zwischen den Etablierten und den Zuwanderern wider. Es ist ein Theater beruhend auf Wahrnehmung und Abstraktheit, das – schon gar nicht ohne Programmheft – stellenweise schwierig zu entschlüsselnde Bilder in sich birgt.



Durmuş Doğans Traum, sich ausschließlich dem Theater widmen zu können, ging noch nicht in Erfüllung. Seit einigen Jahren lebt der leidenschaftliche Theaterbesucher in Wien und betreut mit seinem Bruder einen Stand am Naschmarkt. Sein Ensemble besteht aus 20 Laiendarstellern, Türken und Österreichern, die alle aus dem Bekanntenkreis des Regisseurs stammen. Die Probezeit in Wien betrug zwei

Monate, am Stück selbst arbeitet Doğan in Form eines „work in progress“-Projekts bereits seit vier Jahren. „Anapolis“ entstand 1996 anlässlich der Weltkonferenz Habitat II in Istanbul und wurde dort ein Jahr darauf erfolgreich uraufgeführt. Die Idee, das Stück an die jeweiligen Verhältnisse europäischer Großstädte anzupassen, gelang diesmal in Wien.

„Unsere Heimat haben wir mit vorgefertigten Bildern vom Westen verlassen“, beschreibt Doğan seine Gedanken zum Stück. „Mangelhafte Information oder beschönigende Werbestrategien haben diese der westlichen Wirklichkeit oft so gar nicht entsprechenden Bilder entstehen lassen. Unsere Erwartungen sind zu fixen Vorstellungen geworden. Allein dadurch ist ihre Realisierbarkeit erschwert worden. Denn die Fähigkeit, sich an die vorgefundenen, neuen Gegebenheiten flexibel anzupassen, ist damit eigentlich schon eingeschränkt.“

Gleichzeitig begreift Durmuş Doğan das Außenseiterdasein im lebendigen Organismus einer Stadt, in der millionenfache Begegnungen stattfinden, durchaus als eine Herausforderung, eine Chance: „In einer Gesellschaft nicht etabliert zu sein, kann auch bedeuten, mit offenen Augen und Sinnen einer Gesellschaft gegenüber wachsam zu sein, Offenheit und Anderssein zuzulassen und Begegnungen jeglicher Art zu ermöglichen. Nichtintegration als Herd für Kreativität, für Spannung,

für Konfrontation. Vielleicht im Sinne von Subkultur. Kultur, die anders ist und neue Impulse geben kann.“

„Anapolis“ fand großen Zuspruch beim Wiener Publikum. Weitere Vorstellungen sind geplant.

Isabelle Riedl ist Ethnologin, Theaterwissenschaftlerin und freischaffende Journalistin in Wien.



Sehnsucht im Bild

Bereits zum dritten Mal präsentiert die Kunsthalle Wien außereuropäische Fotokunst vom Feinsten: Nach „Lust und Leere – Japanische Photographie der Gegenwart“ (1997) und „Tracey Moffatt – A View from Australia“ (1998) steht nun die Ausstellung „Cuba – Landkarten der Sehnsucht“ auf dem Programm.

Gezeigt wird eine repräsentative Auswahl aus den Werken zeitgenössischer Fotokünstler aus Kuba: einem Land zwischen sozialistischer Uto-



pie und wirtschaftlicher Isolation, einer Insel mit einem von Haßliebe geprägten Verhältnis zum „amerikanischen Traum“, einer Symbiose afrikanischer, europäischer und asiatischer Kultur. Etwa

Insel der schönen Künste

In jedem von uns schlummert mehr, als wir uns träumen lassen. Wer seine verborgenen Talente entdecken oder bereits erkannte Fertigkeiten verfeinern möchte, findet auch heuer in der „Sommerakademie Griechenland“ ein ideales Reiseziel.

Seit rund 13 Jahren im kleinen Dörfchen Vasilikos auf der Ionischen Insel Zakynthos etabliert, verspricht die „Sommerakademie Griechenland“ vom 2. Juni bis 28. September 1999 wieder kreativ-aktives Ferienerlebnis abseits touristischer Trampelpfade: Mediterranes Flair und entspannte Urlaubsatmosphäre helfen mit Inspiration zu finden und das eigene Kreativitätspotential gründlich auszuloten.

Das Kursprogramm kann sich sehen lassen: von Acrylmalerei, Aquarell, Aktzeichnen und Astronomie über Clownerie, Fotografie, Gesang und Musik bis hin zu kreativem Schreiben, Theater, Tanz und Sport. Ein Blick in die hochkarätig besetzte Liste der KursleiterInnen beweist: die „Sommerakademiker“ erwartet fachkundige und multikulturelle Urlaubsbegleitung. Aus dem Programm gepickt:

Sing-Happening mit Marie-Thérèse Escribano
Einst Primadonna der Avantgarde-Musik, heute erfolgreiche Kabarettistin, leitet die gebürtige Spanierin mit Wohnort Wien seit vielen Jahren schon Seminare für Stimmbefreiung: 9. - 29. 6. auch auf



M. T. Escribano Ebby Adham

Zakynthos. Klamauk nicht ausgeschlossen!

Malerei und Gipsgestaltung mit Ebby Adham
Fasziniert vom Zusammenspiel von Farbe und Licht, Symbol und Form hat sich der aus Rasht/Iran gebürtige Maler und Bildhauer Ebby Adham der bildenden Kunst verschrieben. Nach Studien in London, Paris und Wien (Meisterklasse Prof. Oberhuber) gelang es ihm, in Österreich als freischaffender Künstler neue Wurzeln zu schlagen. Auf Zakynthos ist er bereits zum siebten Mal mit von der Partie: Zwischen 16. 6. und 13. 7. unterrichtet er Acryl- und Gouachemalerei und vom 25. bis 31. 8. bzw. vom 1. bis 7. 9. stehen Intensivworkshops in Gipsgestaltung auf seinem Programm.



Marios & Julie

Musizieren mit der Tschuschenkapelle und Marios & Julie
Ihre Welt ist die der Musik, und die kennt bekanntlich keine Grenzen: Seit neun Jahren schon stellt die Wiener Tschuschenkapelle diese These auch auf internationalen Bühnen unter Beweis. Vom 21. 7. bis 3. 8. sind die multikulturellen „Tschuschen“ in prominenter Begleitung auf Zakynthos: Gemeinsam mit dem beliebten Duo Marios & Julie haben sie Liedgut aus Österreich, dem Balkan und natürlich Griechenland im Gepäck. Bring your instruments!

„Afro Contemporary Dance“ mit Bob Curtis
Die afroamerikanische Tanzlegende Bob Curtis zählt zu den Urvätern dieser Tanzform, die sich durch besonders ausdrucksstarke Körpersprache auszeichnet. Nach international erfolgreichen Jahrzehnten unterrichtet der agi-

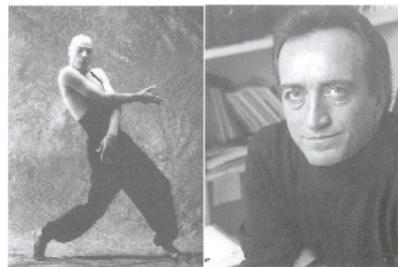
die Hälfte der in der Ausstellung vertretenen Künstler haben ihr Land verlassen, ohne dabei den Bezug zu Kubas Kultur und Geschichte aufgegeben zu haben. So entstehen Blicke von Kuba und auf Kuba aus inneren und äußeren Perspektiven. Blicke, die Kuba als eine „terra incognita“ in Mitteleuropa zugänglicher machen.

Cuba – Landkarten der Sehnsucht
Kunsthalle Wien, Museumsquartier
Museumsplatz 1, 1070 Wien
Infoline: (01) 52 189-33
bis 30. Mai 1999

täglich 10 - 18 Uhr (Do.: 10 - 20 Uhr)
Führungen: So., 16 Uhr

Gabriele Müller-Klomfar

le Mittsiebziger zur Zeit am Bruckner Konservatorium Linz, im Wiener Studio Beer's und nun zwischen 25. 8. und 28. 9. bereits zum dritten Mal auch auf Zakynthos.



Bob Curtis Şerafettin Yıldız

Kreatives Schreiben mit Şerafettin Yıldız
Von frühester Jugend an hat der in Trabzon/Türkei geborene studierte Volkswirt seine wahre Berufung in der Literatur gefunden: Heute ist Yıldız bereits seit über 20 Jahren in Wien zu Hause, wo er nach zahlreichen Veröffentlichungen unter anderem auch Schreibklassen an der „Schule für Dichtung“ leitet. Im Rahmen seines Kurses (25. 8. - 7. 9.) wird er tiefe Einblicke in die zärtliche Poesie der morgenländischen Literatur geben.

Stimm-Workshop mit Flora St. Loup

Die Pariserin mit Wiener Wohnsitz hat sich als (Film-)Komponistin, Pianistin und Music-Performerin bereits international einen klingenden Namen gemacht. Ihre kreativen Gratwanderungen zwischen Klassik, Jazz und Music-Performance begeistern schon seit Jahren europaweit Publikum und Kritik. Vom 1. bis 28. 9. sorgt sie erstmals auch auf Zakynthos für „gute Stimmung“.

Gabriele Müller-Klomfar

Nähere Informationen gibt es in der Sommerakademie-Buchungszentrale beim Österreichischen Verkehrsbüro 1147 Wien; Postfach 123
Tel.: (01) 58 800-500
<http://www.ertl.at/sommerakademie>
e-mail: sommerakademie@ertl.at

Fotos: M. Pérez Bravo, Orestis, A. Stöcher, Sommerakademie

Termine

Musische Walpurgisnacht

Gibt's Hexen? Heuer nicht, denn statt der archaischen Besenritterinnen flattern in der Walpurgisnacht 26 quicklebendige „Musen“ im ega: allesamt Künstlerinnen (im Alter von 12 bis 81 Jahren) aus den unterschiedlichsten Kunstrichtungen, die in Festlaune gemeinsam einen kunterbunten Abend für alle Sinne gestalten wollen. Spannend wird es schon vor Beginn, denn der individuelle Eintrittspreis muß an der Kassa mit drei Würfeln „erspielt“ werden: Die Augenzahl mal zehn ergibt die Zahl, die zu berappen ist (mind. öS 30,- und max. öS 180,-).

Das ca. dreistündige Programm hält viele Überraschungen bereit.

Musik von Jazz & Blues bis New-Age & Rembetiko: Martina Cicek; Julie Koptsa-Anastassiou und Visions of Kaya; **Literatur** von Lyrik bis Prosa, von besinnlich bis erotisch: Margit Hahn, Silvia Konstantinou, Elsa Reth; **Theater/Kleinkunst** von Klassik bis Zeitgeist, von tragikomisch bis clownesk: Edith Hollenstein, Margot Hruby, Gina Laboga, Lotte Meczes-Schwenk, Christa Urbanek, Verena Vondrak; **Tanz** vom orientalischen bis zum indischen Tanz: „Jayanti“/Judith Verunac und „Muna“/Christa Bauer; **Malerei** vom sanften Aquarell bis zum kraftvollen Acryl-Akt: Cornelia Klomfar, Elisabeth Lorenz, Hedwig Mathias, Mosabella, Judith Verunac; **Fotografie** via Diaprojektion und an der Wand: Emma Faustenhammer und Barbara Krobath; **Objektkunst** von „Freud“ bis „Kopf“: Susanne Gumpelmaier und Eva Prünner.



Nacht der Musen
30. April 1999, ab 19 Uhr
ega: Windmühlgasse 26
1060 Wien
Tel.: (01) 589 80-421

gmk

Jane reitet wieder

Frischzellenkur für „Calamity Jane“: Neuerdings reitet die Wiener Journalistin, Literatin und STIMME-Mitarbeiterin Gabriele Müller-Klomfar mit ihrem sparsam inszenierten Lesungsprogramm „Jane an Janey – Aus den Briefen der Calamity Jane an ihre Tochter“ in hochkarätiger männlicher Begleitung durch die hiesige Kleinkunstszene: Richard Weihs, der schwarzhumorige Meister des literarischen Wiener Kabarets, hat sich mit Colt, Mundharmonika und Maultrommel, Dobro- und Slidegitar bewaffnet, um die Erinnerungen der legendären Präheldin musikalisch zu begleiten. Die Umbesetzung hat dem Projekt sichtlich und hörbar gut getan: Während sie in den historischen Briefen Calamity Janes blättert und so ihr Publikum verbal auf eine tragikomische Zeitreise in den authentischen Wilden Westen entführt, sorgt er mit Humor und sensibler Musikalität von Country bis Rock für die passende Stimmung.



Gabriele Müller-Klomfar & Richard Weihs:
„Jane an Janey“
9. (Mittwoch), 16. & 23. Mai 1999, 20 Uhr
Weinhaus Sittl: Lerchenfelder Gürtel 51,
1160 Wien
Kartenreservierungen: Tel.: (01) 586 33 95
red

Roma-Künstler in der „Sargfabrik“

Ganz im Zeichen der Roma-Kultur steht vom 3. bis 6. Juni die zum beliebten Veranstaltungszentrum umfunktionierte ehemalige Sargfabrik im 14. Wiener Bezirk. Die Schwerpunkte bilden Malerei und Theater. Am 3. Juni präsentieren Ceija Stoika und Verica Vasilkoviz, eine vielversprechende junge Romni-Malerin aus dem ehem. Jugoslawien, ihre neuesten Bilder. Im Anschluß an die Vernissage findet die Premiere der griechischen Tragödie „Die Eumeniden“ von Aischylos statt, inszeniert von der Theatergruppe Rota, dem einzigen Roma-Theater in Österreich.

Rota: „Die Eumeniden“ (Aischylos)
3. - 6. Juni 1999, 20.30 Uhr
Sargfabrik – Verein für
integrative Lebensgestaltung
Matznergasse 8, 1140 Wien
Tel.: (01) 523 64 75 (Amerlinghaus)
oder (01) 988 98-111 (Sargfabrik)

iri

MultiKids '99

Bereits zum vierten Mal steigt heuer das multikulturelle Kinderfestival „MultiKids“. Schon das große Eröffnungsspektakel am 5. Juni (15 bis 18 Uhr, Eintritt frei!) hat es in sich: Neben Kostproben aus Musik und Tanz, Theater und Artistik und kunterbunten Mal- und Schminkaktionen wird ein Radioteam unterwegs sein, um mit dem jugendlichen Publikum Interviews zu führen und eine Sendung zu gestalten. Danach gibt es eine Woche lang internationale Kinderkultur pur für Menschen ab 6 Jahren: Schatten- und Figurentheater, Theater-Musik-Collagen, Musik- und Tanztheater u. v. a. in mehrsprachigen Variationen von Türkisch, Bosnisch, Russisch und Polnisch bis hin zum alles begleitenden Deutsch. Preiszuckerl: Ermäßigungen mit der Aktionskarte der „Familientage“, „Jugend in Wien“-Bon und für „Confetti-Clubber“.

Für interessierte Schulklassen werden schon im Vorfeld des Festivals spannende Workshops angeboten: Kreatives Arbeiten mit KünstlerInnen (Tanz, Musik, Percussion, Figurentheater) und sozialpädagogische Spiele (Rollenspiel, Theaterarbeit) zu den Themen Gewalt und Fremdenfeindlichkeit stehen auf dem Programm.

Information und Anmeldung:
öks/Christa Binder, Tel.: (01) 523 57 81-15



MultiKids '99
5. - 12. Juni 1999
(Vorstellungen um 9, 11, 16 und 20 Uhr)
dietheater Künstlerhaus
Karlsplatz 5, 1010 Wien
Kartenreservierungen: Tel.: (01) 587 05 04
Information: Tel.: (01) 403 87 94-14

Foto: B. Krobath

gmk

Die Musik einer Minderheit

... und sie singen immer noch –
Musik der Burgenländischen Kroaten
... još si svenek jaču –
Muzika Gradišćanskih Hrvatov
Hg. von Ursula Hemetek für das
Kroatische Kultur- und
Dokumentationszentrum
im Eigenverlag
in Zusammenarbeit mit der
Edition Rötzer: Eisenstadt 1998
320 Seiten, öS 450,-

tetes Standard- und Nachschlagewerk, in dem die reiche und vitale Musikkultur dieser österreichischen Volksgruppe von Experten ihres Fachs wissenschaftlich aufgearbeitet wird.

Die Kapitel gliedern sich nach den verschiedenen musikalischen Genres (traditionelle Musik, Volkslied, Tamburica, Blasmusik, Pop- und Rockmusik, sakrale Musik), die nach einer allgemeinen Beschreibung konkret am Beispiel der Burgenländischen Kroaten in Geschichte und Gegenwart dargestellt werden. Ursula Hemetek vertieft in ihrem Beitrag das Verständnis von Minderheiten und Musik. Sie greift die Frage nach dem Stellenwert der traditionellen Musik bzw. der traditionellen Kultur für das Identitätsbewußtsein von Minderheiten auf. Sie bezieht sich dabei auf aktuelle Forschungsansätze, die in bezug auf die Definitionen von „Minderheit“, „traditioneller Musik“ und „Identität“ stark divergieren. Jelka Zeichmanns Beitrag beleuchtet nach formalen und inhaltlichen Aspekten die weltliche Vokalmusik, den umfangreichsten musikalischen Bereich bei den Burgenländischen Kroaten, wobei vor allem viele Volkslieder, aber nur wenige Kunstlieder (sakrale Lieder ausgenommen) existieren. Aus jeder Liedgattung (Liebeslieder, Trinklieder, historische Lieder etc.) wird ein Lied exemplarisch herausgegriffen und vorgestellt. Außerdem widmet sich der Artikel dem funktionalen Aspekt der Volksliedpflege, der Entwicklung des Chorwesens und den wichtigsten Liedsammlungen. Wolfgang Kuzmits'

Eine Würdigung fand die Musik der Burgenländischen Kroaten in der vor kurzem erschienenen Publikation ... und sie singen immer noch. Es ist ein umfassendes und aufwendig gestal-

Alte Schlager ohne Patina

Marie-Thérèse Escribano
Lula Lila -
Schlager der 20er und 30er Jahre
thormusic CD 995

tenseiten der Zwischenkriegszeit sichtbar, und es wäre nicht die Escribano, würden bei allem Humor nicht auch Brüche die kitschige Idylle anknacksen.



„Ich liebe Schlager!“ schwärmt Marie-Thérèse Escribano. Deshalb ist auch ihr aktuelles Kleinkunstprogramm „Ohne Mieder“ nur so gespickt davon. Unter dem sprühenden Witz der Gasthauer von einst werden Licht- und Schat-

Im Mittelpunkt steht die Frau der späten 20er und frühen 30er Jahre: Im Spannungsfeld zwischen Lebenslust, Wirtschaftskrise und

Abhandlung steht ganz im Zeichen der Tamburica, die sich im Laufe der Jahre zum wichtigsten musikalischen Idiom der Burgenländischen Kroaten entwickelt hat. Im Gegensatz zu Bräuchen und Volksliedern existieren nur wenige frühe Aufzeichnungen von Tänzen, die erst ab den 70er Jahren erforscht wurden. Helga Machtinger verweist in ihrem Beitrag auf die Relevanz von Tanzaufzeichnungen, um alte Traditionen vor dem Vergessen zu bewahren. Heinrich Zwittkovits Beitrag ist der Blasmusik gewidmet, die im Burgenland einen wesentlichen Kulturfaktor darstellt. Der Bruji-Frontman Joško Vlasich beschreibt als Insider die lebendige Pop- und Rockszene der Burgenländischen Kroaten, die Ende der sechziger Jahre in der Band The Brew ihre erste erfolgreiche Vertreterin fand. Heute ist es die Gruppe Bruji, die aufgrund ihrer zahlreichen Auftritte in ganz Österreich zu einem wichtigen Faktor im Kampf gegen die Assimilierung wurde. Stefan Kocsis abschließende Untersuchungen gelten der sakralen Musik, die eine dominierende Rolle in der Geschichte der Burgenländischen Kroaten einnimmt.

Nach den jeweiligen Kapiteln erfolgt eine Zusammenfassung in Deutsch, Englisch und Burgenländisch-Kroatisch. Zahlreiche Abbildungen von kompletten Noten, Instrumenten, Musikern etc. beleben zusätzlich dieses einmalige Werk.

Isabelle Riedl

ersten drohenden Wolken am politischen Horizont fielen die Zöpfe zugunsten frecher Bubliköpfe, rutschten die Rocksäume höher und wanderten Mieder und Korsetts in die Motenkiste.

Kurzum: Frau emanzipierte sich und badete schließlich gar völlig ungeniert nackt im Kritzendorfer Bad. Doch schon wettete der Klerus von der Kanzel gegen dieses „unmoralische Verhalten“, und bald dröhnte es auch aus reaktionären Politikerhälsen: Frauen zurück an den Herd!

Parallelen zu heute fallen da zwar nicht nur von ungefähr ins Auge, aber noch darf gelacht werden! Und weil sie gar so amüsant sind, hat Marie-Thérèse Escribano 15 unsterbliche Schlager von anno dazumal jetzt auch auf CD gebannt. Mit Herberth Url am Klavier.

gmK

Lyrik Kleiner Völker und sterbender Sprachen

Armin Eidherr (Hg., Übers.):
Gehat hob ikh a heym. Ich hatte
ein Zuhaus'. Zeitgenössische jiddische
Lyrik. (Am Herzen Europas.
Lyrik der Wenigerheiten, Band 1)
EYE Literaturverlag:
Landeck/Istanbul 1999
116 Seiten, öS 290,-
(Buchbestellungen – inkl. Versandkosten
im Inland – sind zu richten an:
EYE-Literaturverlag,
Graf 135, A-6500 Landeck
oder an: nitsche@sg.edu.tr
bzw. ab Sommer 1999 an:
nitsche.g@tirol.com)

Ich wil mit ajch, farschtumte brider,
zusamen lojfn zu di schtern.
(Marc Chagall 1938)

„Der Geschichte unserer jüdischen Mitbürger gedenkend, die der Ausrottung preisgegeben waren, beginnen wir die Reihe ‚Am Herzen Europas‘ mit zeitgenössischer jiddischer Lyrik“, schreibt der Herausgeber einer neuen Sammlung von Anthologien im österreichisch-türkischen EYE-Literaturverlag, Gerald Nitsche, auf Seite 7 des gefälligen Bändchens Nr. 1, wo es weiter heißt: „Die Kleinen Völker und ihre Lebensweisen, Kultur und Sprache legen wir Europa ans Herz. Uns ist es ein Anliegen, dem stilleren Wort der kleinen Gruppen Gehör zu schenken und zu verschaffen. Die Mehrheit soll erfahren, welche Kostbarkeiten nebenan ... im Verborgenen blühen.“ Armin Eidherr, der kompetent auswählende Erzeuger dieser Sammlung und der ausdrucksstarke Übersetzer der Gedichte aus dem Jiddischen, verrät (S. 96, Anm. 1) die weiteren Anthologien in Vorbereitung: Lyrik der Armenier, Kurden und Samen, der Jenischen am europäischen Kontinent sowie der Travellers (Tinkers) auf Irland.

Die zwanzig „zeitgenössischen“ jiddischen Dichter sind zwischen 1876 (Abraham Reisen) und 1927 (Alexander Spiegelblatt) geboren, und wenn sie nicht Opfer der Schoah (wie Hersch Weber, 1904-1943, und Mordechai Gebirtig, 1877-1942) wurden, so haben sie sie erfahren und überlebt: Laiser Aichenrand (1912-

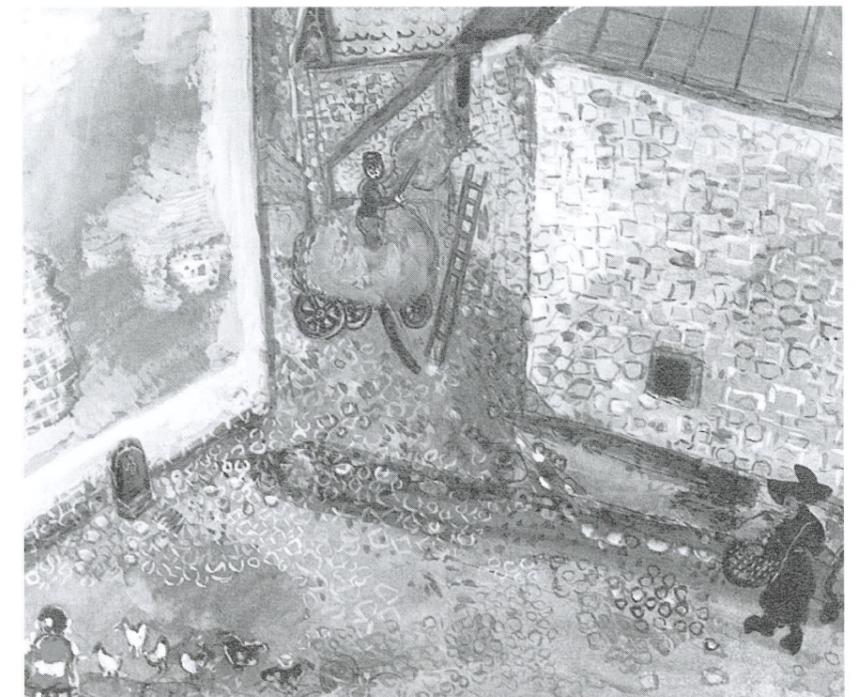
1985), Rivka Bassman (*1925), Marc Chagall (1887-1985), Melech Chmelnizki (1885-1946), Binem Heller (1908-1998), Chajim Keniger (*1917), Rivka Kope (1910-1995), Josef Hillel Lewi (1891-1955), Izik Manger (1901-1969), Am Miednik (1900-1993), Mendel Neugröschel (1903-1965), Hirsch Oscherowitsch (1908-1994), Melech Rawitsch (1893-1976), Arie Leon Slutzki (*1922), Avrom-Nochem Stenzel (1897-1983), Abraham Sutzkever (*1913) sowie Mosche Waldman (1910-1996).

Viele von diesen schrieben und publizierten schon vor der Schoah, was Armin Eidherr veranlaßte, in einem „Teil A: Krakau. Zentrum jiddischer Dichtung vor der Schoah“ neunzehn Gedichte vom Beginn des Jahrhunderts und aus der „Zwischenkriegszeit“ aufzunehmen, wobei die letzten von Mordechai Gebirtig aus den Jahren 1938-1942 künden, was geschah, geschieht und geschehen wird, und schließlich „in Angst und Schrecken, gejagt und erniedrigt“ (S. 42) aus dem Krakauer Getto, wo Gebirtig 1942 ermordet wurde, anklagend klagten. „Teil B: Gibt es noch irgendwo Europa?“ beginnt mit kostbaren Zeilen aus der Hand Marc Chagalls, darunter die ausdrucksvollen Gedichtgemälde „Di muter“ und „Der foter“, spannt den Bogen bis herauf in unsere Dekade, für welche Abraham Sutzkever und z. B. Rivka Bassman (S. 83: „... unruhig sind wir von der Unfähigkeit, uns die Unruhe zu erzählen.“) oder Hirsch Oscherowitsch (S. 82: „Wie komm' ich jäh hierher, wenn mir doch all das fremd ist – sei's der Erköning, sei's die Lorelei?“) singen. Ein dritter und letzter „Teil C: Wien“ widmet sich „Jiddische[n] Dichter[en] im Wien der Zwischenkriegszeit“, wie Eidherr seine

Einleitung überschreibt Melech Chmelnizki, Melech Rawitsch und Mendel Neugröschel kommen zu Wort, preisen die Judengasse, die Votivkirche und die schwarzen Donaubrücken der Pratervorstadt: Betrunkene, Künstlerinnen, Liebesdienerinnen, Bettlerinnen, Händlerinnen und Europasucherinnen (S. 107: Gibt es noch irgendwo Europa?) lassen ahnen, was 1938 mit der „Heimholung ins Reich“ begann und bis 1945 in Ermordung und Vertreibung endete: „Es verbirgt sich mein Herz vor Schreck in den Löchern grauer Matratzen ...“ (S. 106).

Der Leser hält mit diesem Lyrikalbum kein beliebiges Billigprodukt der jüngst in deutsch-sprechenden und deutschdenkenden Landen eingeläuteten Post-Walser-Libro-Wegwerfgesellschaft in Händen. Es ist ein Prunkband sondergleichen! Die Seiten der Lyrik spiegeln sich in sog. „Istanbuler Kalligrafie“ (wohl von Gerald Nitsche selbst), in ganzseitigen Farbzeichnungen zu den Gedichttiteln (Monika Migl-Frühling „Der Vater“ und „Die Mutter“ von Chagall; Willi Pechtl „Im Getto“ von Gebirtig, zu „Meine Materie“ und zu „Wohin gehst du, Einsamer?“ von Keniger sowie zu „Lebt ein Volk ...“ von Oscherowitsch), in Grafiken anderer Art und in hervorragenden Fotografien. Herausgeber Eidherr belehrt wißbegierige Leser freundlich in realienkundlichen Vor- und Nachworten sowie in zahlreichen Anmerkungen; alle Gedichte sind zweisprachig wiedergegeben, ja eine Liste von 22 Bio-Bibliografien beschließt das Buch. Alles in allem ein wohlfeil-prächtiges Stück (beinahe) zerstörter Sprech- und Sprachkultur!

Wolfgang L. Gomboc
Karl-Franzens-Universität Graz



Chagalls Malstil spiegelt sich auch in seinen Gedichten wider

Kant, die Ambivalenz der Moderne und die Menschenrechte

Heiner Bielefeldt:
Philosophie der Menschenrechte.
Grundlagen eines weltweiten
Freiheitsethos
Primus:
Darmstadt 1998
230 Seiten, öS 496,-

Man kann getrost sagen, daß Heiner Bielefeldt das Versprechen, das er dem Leser durch den pointierten Titel zu geben versucht, im Laufe seiner Argumentation souverän einlöst. Dem Wissenschaftler Bielefeldt gelingt es, eine „Philosophie der Menschenrechte“ zu entwickeln, im zweifachen Sinn dieser Formulierung: Einerseits finden wir in dem Buch eine philosophische Fundierung des Konzepts „Menschenrechte“, die der Autor primär an einer überlegten und genauen Rezeption der Kantischen Aufklärung orientiert. Dieser erste Schritt verbleibt noch innerhalb des traditionellen Kanons, mit dem sich beinahe jede zeitgenössische Ethikdebatte auseinandersetzt. Hierbei greift Bielefeldt vor allem auf das mit dem kategorischen Imperativ verknüpfte Gebot der Achtung der Menschenwürde zurück, um Kritik an der jeweils eigenen Kultur zu üben. Die Menschenwürde markiert gleichsam eine innere Grenze gegenüber gesellschaftlich variablen Verkehrsformen, sie ist universal und damit durch keine kulturelle Tradition relativierbar. Die Menschenrechte, so Bielefeldt, können als die „historisch-konkreten Ausdifferenzierungen“ jenes Freiheitsethos verstanden werden, das in der Menschenwürde implizit vorhanden ist. Die unbedingte Verbindlichkeit der Menschenrechte wurzelt eben in dem „transhistorischen“ Kern der Menschenwürde, der auch im Wandel der Zeiten unveräußerlich bleibt.

Auf der anderen Seite propagiert Bielefeldt eine Transformation der Philosophie selbst. Originell und interessant ist dieser Ansatz hauptsächlich deswegen, weil die Bewegung, die der Autor mit der „klassischen“ Philosophie vollzieht, interkulturelle Züge annimmt. Die große Herausforderung einer interkulturellen Philosophie der Menschenrechte liegt im relativistischen Charakter des postmodernen Kulturpartikularismus. Thesen, die den Universalismus der Menschenrechte zu unterminieren glauben, beziehen sich zumeist auf den im „westlichen“ Kulturraum lokalisierten Entstehungsort der Menschenrechte. Der Vorwurf, den manche Kulturrelativisten vehement gegen die Menschenrechte vorbringen, lautet schlicht, daß ein spezifisches Konzept (zum Beispiel die Menschenrechte) nicht einfach von der einen Kultur auf die andere übertragen werden könne; vor allem dann nicht, wenn sich dieses Konzept als universal oder transkulturell präsentiert.

Es ist Bielefeldts Verdienst, diese Einwände zwar ernst zu nehmen, zugleich aber

auch ihre inhärenten Schwächen aufzuweisen. Es wäre ein Fehler, die Legitimität der Menschenrechte in ihrer kulturellen Verwurzelung zu suchen, etwa als „organisches Produkt der abendländischen Kulturgeschichte oder als Moment eines okzidentalen Rationalismus“. Vielmehr sollten wir das moderne Freiheitsethos im Auge behalten, das in Gestalt der Menschenrechte immer auf Distanz zu kulturellen Traditionen geht: Menschenrechte müssen zunächst einmal erkämpft werden, sie artikulieren sich immer als Widerstand gegen (kulturimmanente) Unrechtserfahrungen. Dies zeigen nicht zuletzt die islamischen Diskussionen um die Menschenrechte, die vom Autor hervorragend referiert werden.

Bielefeldt stärkste Aussage definiert Menschenrechte – in Analogie zu John Rawls Terminologie – als interkulturellen „overlapping consensus“. Es handelt sich dabei nicht um einen metakulturellen Minimalkonsens, auf den sich alle kulturellen Gemeinschaften faktisch einigen können, sondern umgekehrt um einen „kritischen Maßstab moderner Interkulturalität“. Die Menschenrechte forcieren folglich die normative Zumutung, daß sich Menschen in ihrer Differenz anerkennen und wechselseitig Freiheit gewähren.

Als echter Kantianer sondiert Bielefeldt natürlich auch die Bedingungen der Möglichkeit menschenrechtlichen Denkens überhaupt. Seine Schlußfolgerung stellt die Moderne in den Vordergrund – ohne Moderne keine Menschenrechte; wobei Bielefeldt betont, daß Menschenrechte ständig den Gefahren der modernen Fortschrittsideologie ausgesetzt bleiben. Eine „weiche“ Modernisierung voranzutreiben, scheint das vorrangige Ziel einer globalen Menschenrechtspolitik zu sein.

Die Frage, ob es so etwas wie eine „weiche“ Modernisierung überhaupt gebe, stellt sich für Bielefeldt insofern nicht, als die Menschenrechte selbst die Ambivalenz der Moderne in ihre Schranken weisen: Die Menschenrechte sind eine Zumutung, auf die sich die Menschheit eingelassen hat und mit der sie seither oft in Konflikt gerät. Heiner Bielefeldts Buch leistet einen wichtigen Beitrag dazu, diese Zumutung erneut plausibel zu beleuchten und ihre absolute Notwendigkeit zu betonen.

Mathias Thaler
studiert Philosophie und Politikologie
in Wien und ist
redaktioneller Mitarbeiter
der Halbjahresschrift „polylog“.

„Der dunkle Kontinent der Frauen“

Gudrun Perko (Hg.):
Mutterwitz.
Das Phänomen Mutter – eine
Gestaltung zwischen
Ohnmacht und Allmacht
Milena Verlag:
Wien 1998
386 Seiten, öS 298,-

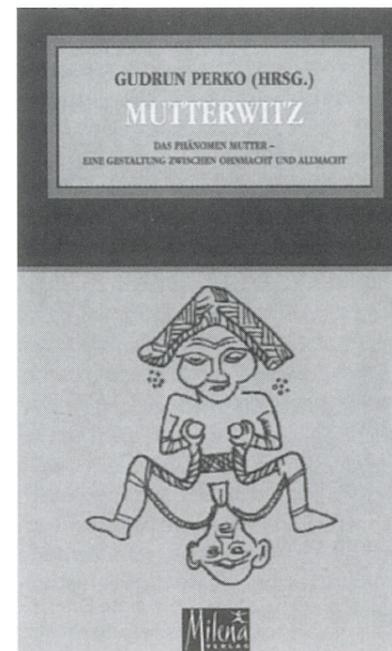
Um es ausnahmsweise vorwegzunehmen: Es ist ein spannungsreicher und für Gehirn und Herz sehr inspirierender Band, den die Philosophin Gudrun Perko hier zusammengestellt hat! In elf Beiträgen nähern sich feministische Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen dem Phänomen Mutter. Das Hauptanliegen der Autorinnen ist es, Hintergründe und Auswirkungen der vorwiegend abendländischen Gestaltungen der Mutter und deren Konstruktionen – zumeist entstammen sie männlichen Gehirnen! – im Laufe der Geschichte aufzuzeigen. Der methodische Weg, auf dem das geschieht, ist einer des Erinnerns und des Zerlegens der Konstruktionen, um diese dann neu zusammenzufügen. Was in diesem Zusammenhang wissenschaftliche Methodik notwendigerweise verfolgt, verliert allerdings in manchen Beiträgen zu leichtfertig aus dem Blick, daß diese Dekonstruktionsversuche einer in die Körper eingeschriebenen komplexen historischen Gestaltung nicht unbedingt auch die Ent-Materialisation des Phänomens bedeuten müssen.

Angeichts eines Phänomens wie dem der Mutter sind wissenschaftliche Strukturierungsprozesse und Analysen, so wie im allgemeinen auch, hier aber wohl in besonderer Weise, von persönlichen und kollektiven Erfahrungen und Bildern geprägt. Im Buch werden demnach drei Aspekte von Mutter betrachtet: die biologisch definierte Mutter, die soziale Mutter und die Gestaltungen von Mutter auf fiktionaler Ebene. Auf diesen Unterscheidungsebenen gehen die Autorinnen der Ambivalenz zwischen Allmacht und Ohn-

macht nach, die in der Gestalt der Mutter zutage tritt. Eine Ambivalenz, so verdeutlichen die Beiträge, die zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Begegnungen und zwischen und innerhalb von Generationen wirksam ist.*

Unter dem Titel *Falsche Mimesis – richtige Mütter. Warum die Mütter angeblich die Erde nachahmen* hinterfragt Nicole Loraux in einer äußerst sensiblen Textanalyse die antike griechische Vorstellung von Mutterschaft, die – einem Zitat Platons folgend – in einem Umkehrungsprozeß die Erde als Modell für die Frau zur Nachahmung konstruierte. Damit wurde die Frau nicht nur in die Rolle der Nachahmung der Natur zurückversetzt, sondern auch der bis heute in unserem westlichen Verständnis gültige Mythos von Natur und Weiblichkeit in Unterscheidung zu Kultur und Männlichkeit festgelegt. Der sprachliche Ausgrabungsprozeß von Loraux läßt selbst für Unkundige der altgriechischen Sprache gut nachvollziehen, welche machtvollen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit bzw. Mütterlichkeit Sprache und Texte bauen können.

Mit der spezifischen Verbindung zwischen der Identität jüdischer Mütter und der Identität und Aufrechterhaltung der jüdischen Gemeinschaft durch die Mütter beschäftigt sich Rachel Monika Herweg in ihrem Beitrag *Oedipus Wrecks auf den Index? Über das Leiden an der Jiddischen Mamma*. Besonders spannend liest sich die Beschreibung historisch gewachsener Bedeutungsunterschiede des Bildes der Jiddischen Mamma in regionaler (USA, Deutschland) und in geschlechtsspezifischer Hinsicht. Dabei kommt jene Problematik besonders klar zum

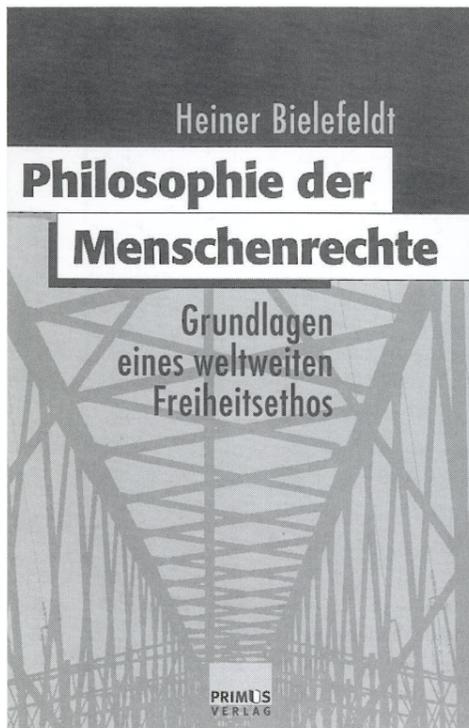


Ausdruck, die für ostjüdische Immigrantinnen in die USA durch die Umkehrung der geschlechtsspezifischen Rollenideale in der Neuen Welt entsteht. Im Schlußteil geht es Herweg vor allem um die Abgrenzung gegen jene Last von Verantwortung und Schuld, die innerhalb dieses Konfliktfeldes jüdische Männer in den USA jüdischen Frauen zuschieben, sie plädiert für die Akzeptanz des Bildes der Jiddischen Mamma als Teil der jüdischen (Frauen-)Geschichte und für eine neue Reflexion deren historischer Konstruktion.

Mit dem Phänomen „Mutter“ in seiner Abwesenheit im universitären Bereich beschäftigen sich Sabine Strasser und Eva Schliesselberger im Beitrag *Mutter oder Mentor. Zur Ambivalenz von Förderbeziehungen unter Frauen in der Wissenschaft*. Im Versuch, Bedeutungen und Praktiken von primär gleichgeschlechtlichen Förderbeziehungen im universitären Feld zu enthüllen, kommen sie äußerst widersprüchlichen und komplexen sozialen Praktiken auf die Spur. Das überrascht nicht wirklich, hebt aber individuelle Erfahrungen auf eine strukturelle Ebene, auf der sozial- und geschlechtsdifferente Bewältigungsstrategien eine wesentliche Rolle spielen und dem Mentoring eine wichtige politische Bedeutung zukommt. Zwar artikulieren Feministinnen die Probleme, die sich für Frauen im männerdominierten universitären Bereich auch in bezug auf ihre Weiblichkeit ergeben, aber kollektive oder strukturelle Strategien von/für Frauen fehlen in diesem Kontext vollständig. Wo kein Platz für die symbolische und organisatorische Mutter existiert, wollen und können (die wenigen) Professorinnen dezidiert keine Mütter sein. Daher plädieren die Autorinnen für politische Strategien, die entgegen der gängigen Praktiken von unilinearen Förderbeziehungen ein multidimensionales Netz der Förderung von und der Unterstützung für Frauen schaffen können.

Herta Nöbauer
Ethnologin;
lebt und arbeitet als
freie Wissenschaftlerin in Wien.

* Angesichts der großen Anzahl der Beiträge und des mir zur Verfügung stehenden Platzes seien im folgenden kurz einige wenige Beiträge skizziert, die ich besonders mit ethnologisch geprägter Lust gelesen habe. Diese subjektive Auswahl soll die Bedeutung der anderen Beiträge, die teilweise sehr diffizil und provokant sind, auf keinen Fall schmälern, sondern steigert hoffentlich die Neugierde auf das Buch.



Buch-Splitter

Rolf Wilhelm Brednich:
Die Hutterer. Eine alternative Kultur in der modernen Welt
 Herder/Spektrum: Freiburg 1998
 158 Seiten, öS 123,-

Die im frühen 16. Jahrhundert entstandene Glaubensbewegung der Hutterer wird wegen ihrer lebensreformatorischen Ansätze und der starken Betonung des Gemeindegüterbesitzes dem linken Flügel des Protestantismus zugerechnet. Nicht nur ihr Prinzip der Erwachsenentaufe machte die Hutterer sofort zu Feinden des katholischen Kirchen- und des kaiserlichen Machtapparates, der häufig, wenn nicht zu Schlimmerem, zum Mittel der Vertreibung der Hutterer-Gemeinden griff. Über Mähren, Rumänien, Rußland und die USA gelangte diese religiöse Minderheit in unserem Jahrhundert nach Kanada, wobei sie durch wirtschaftliche Tüchtigkeit, kollektive Ökonomie und teilweise von der Umgebung abgekapselte Lebensführung oft Neid und Mißgunst erregte und durch ihre konsequent durchgehaltene Ablehnung des Militärdienstes auch staatliche Verfolgung auf sich nehmen mußte.

Der Göttinger Volkskunde-Professor Rolf W. Brednich hat mehr als ein Jahr in einer kanadischen Kolonie verbracht und liefert einen eindrucksvollen, spannend zu lesenden Einblick in Sitten, Gebräuche und Wertvorstellungen dieser religiösen Gruppierung.

Lev Detela:
Unfrisierte Gedanken eines zugereisten Betrachters. Essays
 Wien: LOG-Buch 24
 60 Seiten, öS 110,-

Angloamerikanische Bestseller schaffen locker den Weg auf den Lesetisch, die Spitzen der deutschen Gegenwartsliteratur gelangen in den Bücherschrank, die neue österreichische Dichtung wenigstens zum Teil in die Buchgeschäfte. Terra incognita aber sind die Literaturen aus der Nachbarschaft, den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie. Ein möglicher Grund dafür ist neben dem Status der „kleinen“ Literatur und dem Mangel an Übersetzungen wohl auch der Ideologieverdacht restaurativer Tendenzen, die sich in rückwärtsgewandten „Mitteleuropa“-Konzepten politisch von Zeit zu Zeit zu Wort melden. In der Broschüre *Unfrisierte Gedanken eines zugereisten Betrachters* liefert der 1939 in Maribor geborene und seit 1960 in Wien lebende Lev Detela essayistische Spaziergänge in den Randzonen dieses literarischen Raumes,

der weit mehr bedeutende Autoren als Italo Svevo oder Ivo Andrić hervorgebracht hat.

Günther Nennung (Hg.):
„Forum“. Die berühmtesten Beiträge zur Zukunft von einst von Arrabal bis Zuckmayer
 Amalthea Verlag: Wien 1998
 640 Seiten, öS 394,-

Vor einem Vierteljahrhundert war manchmal der (nicht gerade sprühende) Witz zu hören: „Was ist der Unterschied von (dem theoretischen Organ der SPÖ) ‚Zukunft‘ und (dem vor allem von der SPÖ subventionierten) ‚Forum?‘ – „Die ‚Zukunft‘ hat kein Forum im Parteivorstand, und wenn der einmal nicht will, hat auch das ‚Forum‘ keine Zukunft.“ War eigentlich eine recht schöne Zeit, in der man schlechte Witze über gute Zeitschriften reißen konnte, die Diskussionen über kulturelle, politische oder soziale Fragen Raum gaben. Das Wiener „Forum“ wurde 1954 von Friedrich Torberg (wohl mit US-Geldern) als intellektuelles Geschütz im Kalten Krieg gegründet, nach Torbergs Ausscheiden 1965 führte es Günther Nennung, der seit 1958 Ko-Redakteur war, als „Neues Forum“ weiter bis 1985, ehe es von Gerhard Oberschlick übernommen wurde und seit 1995 der Wiedererweckung harrt.

Der vorliegende Band bringt Beiträge aus drei Jahrzehnten von großen Kapazitäten, vor allem aber von Günther Nennung, der damit beweist, daß er vor seinem publizistischen Kältetod als Kolumnist der „Krone“ ein brillanter Schreiber war. Eine Flaschenpost aus den Tagen, als nicht der intellektuelle Konkurs, sondern der intellektuelle Diskurs auf der Tagesordnung stand.

Tahar Ben Jelloun:
Papa, was ist ein Fremder?
Gespräch mit meiner Tochter
Aus dem Französischen
von Christiane Kayser
 Rowohlt: Berlin 1999
 112 Seiten, öS 218,-

Als der Goncourt-Preisträger Tahar Ben Jelloun am 22. Februar 1997 mit seiner zehnjährigen Tochter Mérièm zu einer Demonstration gegen den Gesetzesentwurf zur Verschärfung der Einreise- und Aufenthaltbedingungen für Ausländer aufbrach, mußte er sich zuerst den kritischen Fragen des Kindes stellen. Aus diesem Gespräch entstand die Idee zum vorliegenden Buch, das sich in kindergerechter, aber auch unsichere Erwachsene ansprechender Form mit Themen wie Fremdenfeindlichkeit und Ausländerhaß beschäftigt.

Guter Einblick

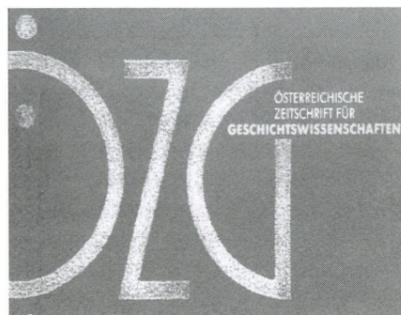
Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften: Homosexualitäten
 9. Jg., Heft 3/1998
 Döcker Verlag: Wien
 öS 150,-

In den Emanzipationsbewegungen diskriminierter Gruppen nimmt die Geschichtsschreibung eine zentrale Rolle ein. Sie hilft darzustellen, daß „es“ sich nicht so, sondern anders verhalten hat und daß es die diskriminierte Gruppe (und ihre soziale Identität) schon immer oder erst seit einer historisch festzumachenden Zeit gibt.

So spielt die Geschichte der Homosexualität neben ihrem Beitrag zur Geschichtswissenschaft eine wesentliche Rolle bei Strategiefindung und Identitätskritik lesbischer und schwuler Emanzipationsbewegungen. Der Historie der Homosexualität(en) ist auch das vorliegende Heft der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* gewidmet. Die Fragestellung bildet dabei, wie einer der HerausgeberInnen, Franz X. Eder, eingangs betont, die – in nahezu allen minoritären Gruppen brisante – Diskussion zweier Positionen: Essentialismus und Konstruktivismus. Während erstere die gleichgeschlechtliche Begierde auf eine natürliche Ursache zurückführt, erblickt letztere im sexuellen Handeln sozial und kulturell bedingte Phänomene. Das Heft präsentiert den Stand der Diskussion (besonders im exzellenten Aufsatz von Gert Hekma) und bietet Beiträge (von Helmut Puff, Harry Oosterhuis, Geertje Mak und Albert Müller/Christian Fleck), die vorwiegend der konstruktivistischen Linie verpflichtet sind und die Pluralform „Homosexualitäten“ rechtfertigen. Aufschlußreich ist auch das Interview mit Randolph Trumbach, dessen provokante Thesen über die Entstehung der Geschlechtsidentitäten in den letzten Jahren viel diskutiert wurden.

Obwohl sich die AutorInnen vorwiegend mit männlicher Homosexualität befassen, ermöglicht das Heft auch für Nicht-Insider einen kompetenten Einblick in die aktuellen Diskussionen über homosexuelle Identitäten.

mh



ed

Im April 1999

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn ... halt, das stimmt ja fast nicht mehr, wir sind ja eigentlich schon auf dem Weg zu einer strukturellen Mehrheit, seit der Meister auf seine unnachahmliche Art in Kärnten mit 42 Prozent haushoch gewonnen hat – bei der Salzburger Bürgermeisterwahl hat der ÖVP-Kandidat mit 42 Prozent übrigens haushoch verloren, so gefällt mir die Mathematik.

Nun heißt es, auf dem Boden zu bleiben und nicht übermütig zu werden, die sofortige Besetzung des ORF-Landesstudios wie beim letzten Mal ist tunlichst zu unterlassen, das werden wir im Lauf der Zeit unauffällig übernehmen, im Moment sind wir ja vollkommen damit beschäftigt, die Straße abzuziegeln, in der unser Kärntner Hauptquartier liegt: Hunderte stehen davor in Schlange, schwenken als Zeichen, daß sie immer schon mit uns gefühlt haben, die aktuelle Ausgabe der Kronen Zeitung und wollen sich bei uns einschreiben – zumindest per Zweitparteibuch. Kamerad Brauntresch meint übrigens, bei diesen Märzveilchen müsse man vorsichtig sein und einen parteiinternen Beobachtungsdienst einrichten. Er hat nicht unrecht, es besteht die Gefahr, daß wir unterwandert werden, immerhin haben uns ja auch einige in rein slowenischen Dörfern gewählt.

Aber sonst gedeiht alles prächtig. Ein wenig untergegangen beim Riesenerfolg des Meisters ist, daß wir derzeit bei Wahlen auch einen Klobesen als Spitzenkandidaten aufstellen könnten und dennoch locker an die 20 Prozent Stimmen gewinnen. Siehe Salzburg. Der Rücktritt der EU-Kommission ist Wasser auf unsere Mühlen. Die Außendienststelle Fuchs ist ohne besondere Vorwissen entsorgt. Die Roten haben nicht nur wie immer Probleme mit der Produktion, sondern auch mit dem Konsum. Für das sogenannte österreichische Fußballnationalteam hat es in Valencia Granada gespielt, so sehr, daß sie begriffen haben, daß sie bestenfalls eine Gauauswahl sind. Und der Übungsleiter mit dem slawischen Namen Šnekal seinen Hut genommen hat. Die Nato schenkt sich zu ihrem 50. Geburtstag einen kleinen Krieg, das ist ganz allgemein dem Gedanken der Wehrerziehung förderlich. Die

Kollegen von unserer Polizeigewerkschaft gehen ordentlich an die Ausländer ran, nur der Kollege aus Braunau, der eine siebzehnjährige HAK-Schülerin, die aus dem Libanon stammt, auf dem Posten vergewaltigt hat, scheint mir den Gedanken der Aufzucht nicht ganz begriffen zu haben. Aber angeblich hat er eh nur ein bißchen Clinton gespielt, sagt er.

Auch wenn das nicht ganz richtig ist, was er gemacht hat – man soll die Kirche im Dorf lassen, wie's ja auch die Kirche tut. Von der Kirche lernen heißt siegen lernen, sag' ich immer. Das Zweitausendjährige Reich zeigt uns leider immer noch vor, wo's langgeht. Den Adolf haben sie als böhmischen Gefreiten verhöhnt, gut, der hat ja auch übertrieben, aber der römische Gelehrte zeigt, wie man's macht. Schleicht wie ein Dieb in der Nacht zur Nebenwohnung im Erzbischöflichen Palais, bückt sich tief und legt seinem linken Zweit-Ich das Kündigungsschreiben auf die Schwelle. Von so einer eleganten Art, die seidene Schnur zu überreichen, könnten unser Westenthaler und seine Königskobra noch etwas lernen, wenn sie bei unbotmäßigen Landesparteiorganisationen wieder einmal ordentlich aufräumen müssen.

Und wie souverän er die Sache im Wiener „Haus der Barmherzigkeit“ behandelt hat, wo ein alter Geistlicher einem Behinderten einen Liebesdienst erwiesen hat. Geht ins Radio, sagt, er könne die Aufregung nicht verstehen und meint: „Mein Gott, so etwas kann halt einmal passieren!“ Dann ein bißchen Druck machen, die geschwätzigen Wichtigmacher, die das an die Öffentlichkeit gebracht haben, an die Luft setzen – und Ruhe ist im Gebälk!

Großartig auch die vatikanischen Spin-doctores. Die haben gerade den alten Herrn mit der lustigen Mütze dazu gebracht, eine CD aufzunehmen mit dem Titel „Abbà Pater“. Das muß der Jörgl auch machen! So ein Musikgedudel im Hintergrund, und er erklärt singend die Welt. Vielleicht könnte man mit dem Rainhard Fendrich reden, der hat ja mit seinem Hit „Strada del sole“ schon bewiesen, daß sich Mißtrauen gegen alles Ausländische, vor allem aus dem Süden, auch musikalisch argumentieren läßt. Schade nur, daß Wortkombinationen wie „ordentliche Beschäftigungspolitik“ in einer Textzeile etwas sperrig klingen und gesungen nicht die volle Wirkung entfalten. Nur nicht zu modern soll die Musik sein, die alten Kameraden bevorzugen immer noch Marschmusik.

Wie gesagt: Uns geht's prächtig derzeit. Und das Schönste kommt zum Schluß. Mein Leibblatt, die Kronen Zeitung, hat wieder einmal den Geschichtsverfälschern mutig die Stim geboten und ohne Rücksicht auf Verluste die Wahrheit bekannt. In der Oster-Ausgabe vom 4. April nähern sie sich kurz dem, Zitat, „jüdischen Passahfest, dem Fest also, an dem die Juden des Einzugs Jesu in Jerusalem und dessen Kreuzigung gedachten“. Womit eindeutig kronenklar ist: Bei der Behauptung der Juden, sie feierten mit dem Passahfest den im Alten Testament beschriebenen Auszug aus Ägypten, kann es sich nur um eine der vielen typischen Verschleierungen handeln. In Wirklichkeit feiern sie die Kreuzigung des Herrn! Aber lassen wir das, wir wollen ja keine Schwierigkeiten, jetzt, wo wir so schön im Aufwind sind!



Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck

P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 3/99

Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt

Zul.-Nr.: 14796I91U



Wien
STADTPLANUNG WIEN

Bundesministerium
für Umwelt, Jugend
und Familie

Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite

